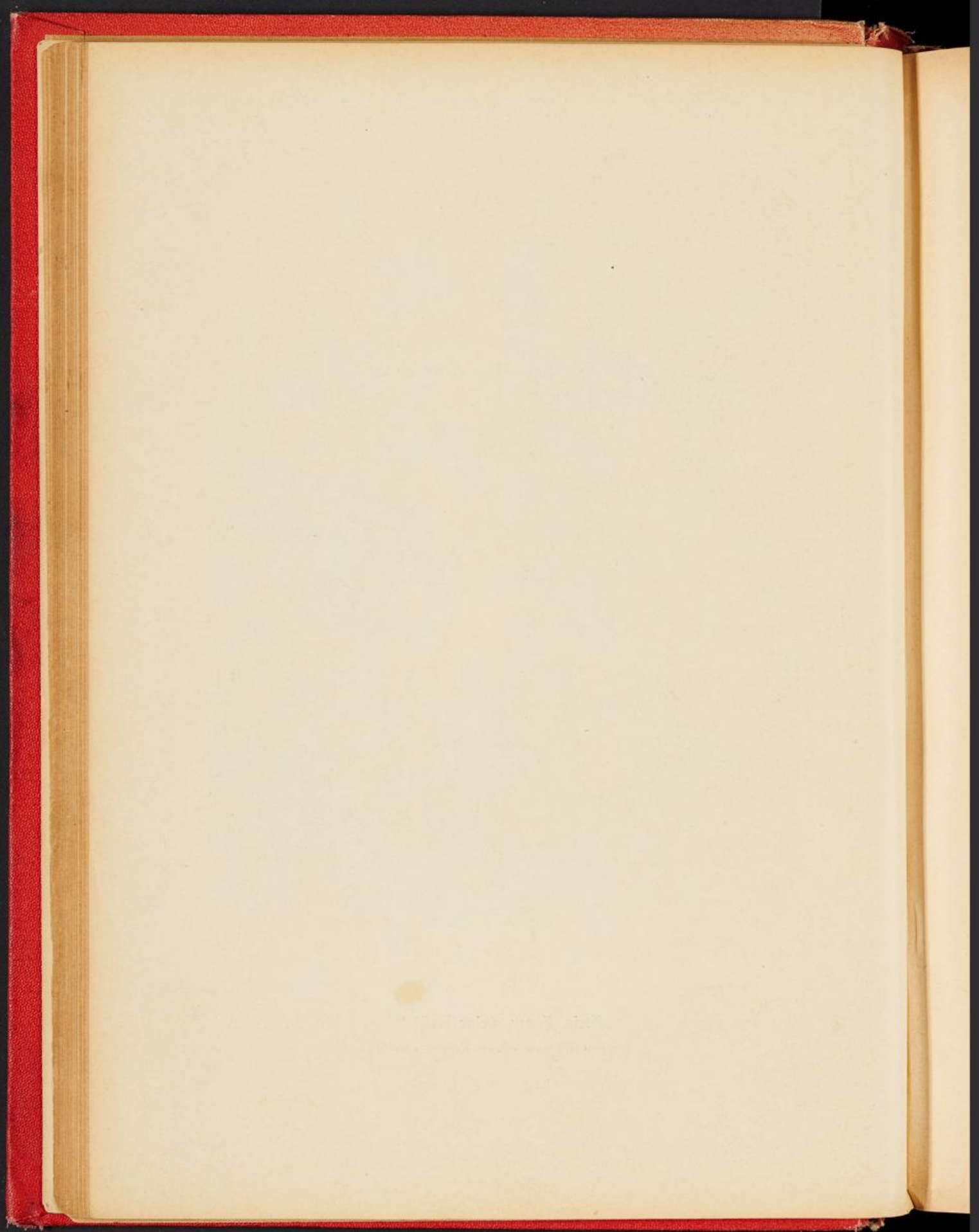




„Kein Feuer, keine Kofhle“

nach einer Originalzeichnung von Woldemar Friedrich.





Cécile.

Novelle von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Gordon bot Cécile den Arm und führte sie so geschickt bergab, daß die gefürchtete „Schurre“ nicht nur ohne Beschwerde, sondern sogar unter Scherz und Lachen passiert wurde, wobei die schöne Frau mehr als einmal durch einen Anflug kleinen Uebermuths überraschte.

„St. Arnaud, müssen Sie wissen, macht sich gelegentlich interessant mit meinen Nerven, was er besser mir selber überlasse. Das ist Frauensache. Gleichviel indeß, ich werd' ihn in Erstaunen setzen.“

Und wirklich, ehe noch das Hôtel erreicht war, war auch schon eine von St. Arnaud gutgeheißene Verabredung getroffen, die Malerin am folgenden Tage nach Quedlinburg begleiten zu wollen. Cécile selbst hatte den Vorschlag dazu gemacht.

* * *

Ja, die nervenkrante Frau, die von ihrer Krankheit, und vor allem von einer Spezialisirung derselben, deren St. Arnaud sich schuldig gemacht hatte, nicht hören wollte, hatte sich tapfer gehalten; nichtsdestoweniger rächte sich, als sie wieder auf ihrem Zimmer war, das Maaß von Ueberanstrengung, und ihren Hut bei Seite werfend, streckte sie sich auf eine Chaise longue, nicht schlaf- aber ruhebedürftig.

Als sie sich wieder erhob, fragte St. Arnaud: „ob
II. 2.

man das Souper auf dem großen Balkon nehmen wolle?“ Cécile war aber dagegen und sprach den Wunsch aus, daß man allein bleibe. Der Kellner brachte denn auch eine Viertelstunde später das Theezug und schob den Tisch an das offene Fenster, vor dem, weit drüben und zu Häupten der Berge, die Mondstichel leuchtete.

Hier saßen sie schweigend eine Weile. Dann sagte Cécile: „Was war das mit dem Spottnamen, dessen das Fräulein heute Nachmittag erwähnte?“

„Du hast nie von Rosa Bonheur gehört?“

„Nein.“

St. Arnaud lächelte vor sich hin.

„Ist es etwas, das man wissen muß?“

„Je nachdem. Meinem persönlichen Geschmack nach brauchen Damen überhaupt nichts zu wissen. Und jedenfalls lieber zu wenig als zuviel. Aber die Welt ist nun mal wie sie ist, auch in diesem Stück, und verlangt, daß man dies und jenes wenigstens dem Namen nach kenne.“

„Du weißt . . .“

„Ich weiß alles. Und wenn ich Dich so vor mir sehe, so gehörst Du zu denen, die sich's schenken können. . . Bitte, noch eine halbe Tasse . . . Dich zu sehen ist eine Freude. Ja, lache nur; ich hab' es gern wenn Du lachst. . . Also lassen wir das dumme Wissen. Und doch wär' es gut, Du könntest Dich etwas mehr kümmern um diese Dinge, vor allem mehr sehen, mehr lesen.“

„Ich lese viel.“

„Aber nicht das Rechte. Da hab ich neulich einen Blick auf Deinen Bücherschrank geworfen und war halb erschrocken über das, was ich da vorfand. Erst ein gelber französischer Roman. Nun das möchte gehen. Aber daneben lag: »Ehrenström, ein Lebensbild, oder die separatistische Bewegung in der Uckermark.« Was soll das? Es ist zum Lachen und bare Traktätchenliteratur. Die bringt Dich nicht weiter. Ob Deine Seele Fortschritte dabei macht, weiß ich nicht; nehmen wir an »ja«, so fraglich es mir ist. Aber was hast Du gesellschaftlich von Ehrenström? Ehrenström mag ein ausgezeichnete Mann gewesen sein, ich glaub' es sogar aufrichtig und gönne ihm seinen Platz in Abraham's Schooß, aber für die Kreise, darin wir leben oder doch wenigstens leben sollten, für die Kreise bedeutet Ehrenström nichts, Rosa Bonheur aber sehr viel.“

Sie nickte zustimmend und abgesspannt, wie fast immer, wenn irgend etwas, das nicht direkt mit ihrer Person oder ihren Neigungen zusammenhing, eingehender besprochen wurde. Sie wechselte deshalb rasch den Gesprächsgegenstand und sagte: „Gewiß, gewiß, es wird so sein. Fräulein Rosa scheint übrigens ein gutes Kind und dabei heiter. Vielleicht ein wenig mit Absicht. Denn die Männer lieben Heiterkeit und Herr von Gordon wird, was diesen Punkt angeht, alles, nur keine Ausnahme sein. Es schien mir vielmehr, als ob er sich für das plauderhafte Fräulein interessire.“

„Nein, es schien mir umgekehrt, als ob er sich für die Dame interessire, die wenig sprach und viel schwieg, wenigstens so lange wir oben auf der Klostertreppe waren. Und ich kenne wen, dem es auch so schien, und der es noch besser weiß, als ich.“

„Glaubst Du?“ sagte Cécile, deren Züge sich plötzlich belebten, denn sie hatte nun gehört, was sie hören wollte. „Wie spät mag es sein? Ich bin angegriffen. Aber bringe noch ein Kissen, eine Rolle, daß wir noch einen Augenblick auf das Gebirge sehen und auf das Rauschen der Bode hören. Ist es nicht die Bode?“

„Freilich. Wir kamen ja durch das Bodethal. Alles Wasser hier herum ist die Bode.“

„Wohl, ich entsinne mich. Und wie klar die Sichel da vor uns steht. Das bedeutet schönes Wetter für unsre Partie. Herr von Gordon ist ein vorzüglicher Reifemarschall. Er spricht nur zuviel über Dinge, die nicht Jeden interessiren, über Steppenwölfe und Steppengeier, und was noch schlimmer ist über Bilder von unbekanntem Meistern. Ich kann Bildergespräche nicht leiden.“

„Ah, Cécile,“ lachte St. Arnaud, „wie Du Dich verräthst! Ich glaube gar, Du verlangst, er soll, als ob er noch in Judien wäre, den Säulenheiligen

spielen und zehn Jahre lang nichts als Deinen Namen sprechen. Es erheitert mich. Eifersüchtig. Und eifersüchtig auf wen?“

* * *

Und nun kam der andre Tag.

Es war eine Früh- oder doch Vormittags-Partie, darauf hatte Gordon bestanden, und ehe noch der Quedlinburger Zug über die letzten Dorf-Willen und die schöne Blutbuche des am andern Flußufer gelegenen Baron Busche'schen Parkes hinaus war, sagte Cécile, während sie die kleinen Füße gegen den Rückfuß stemmte: „Jetzt aber das Programm, Herr von Gordon. Verstehst dich, nicht zu lang, nicht zu viel! Nicht wahr, Fräulein Rosa?“

Diese stimmte zu, freilich mehr aus Artigkeit als aus Ueberzeugung, weil sie, nach Art aller Berlinerinnen, am Vertrieb litt und nie genug hören oder sehen konnte. Gordon gab übrigens die Versicherung, es gnädig machen zu wollen. Es seien vier Dinge da, darum sich's lediglich handeln könne: das Rathhaus, die Kirche, dann das Schloß und endlich der Brühl.

„Der Brühl?“ sagte Rosa. „Was soll uns der? Das ist ja die Straße, worin die Pelzhändler wohnen. Wenigstens in Leipzig.“

„Aber nicht in Quedlinburg, meine Gnädigste. Der Quedlinburger Brühl giebt sich ästhetischer und ist ein Thiergarten oder ein Bois de Boulogne mit schönen Bäumen und allerlei Bild- und Bauwerken. Carl Ritter, der berühmte Geograph, hat ein gußeisernes Denkmal darin und Klopstock ein Tempelchen mit Büste. Beide waren nämlich geborne Quedlinburger.“

„Also nach dem Brühl,“ seufzte Cécile, die nicht den geringsten Sinn für Tempelchen und gußeiserne Monumente hatte. „Nach dem Brühl. Ist es weit von der Stadt?“

„Nein, meine gnädigste Frau, nicht weit. Aber weit oder nicht, wir können ihn fallen lassen, ich meine den Brühl, und auch das Rathhaus, trotz seines steinernen Rolands und seines aus Brettern zusammengesetzten großen Kastens mit Vorlegeschloß, darin der Regensteiner, natürlich ein Buschflepper oder dergleichen, eine hübsche Weile gefangen saß.“

„Mit Vorlegeschloß,“ wiederholte Cécile neugierig, die sich für den Regensteiner augenscheinlich mehr als für Klopstock interessirte. „Mit Vorlegeschloß. War es ein großer Kasten, darin man ihn einsperrte?“

„Nicht viel größer als eine Apfelfiste, weshalb mir auch, bei seinem Anblick, diese bevorzugten Versteckplätze meiner Jugend wieder in Erinnerung kamen, mit ihrem Glück und ihrem Grusel. Besonders mit ihrem Grusel. Denn wenn die Krampe zusiel

und eingriff, so saß ich allemal voll Todesangst in dem stückigen Kasten, um kein Haar breit besser als der Regensteiner. Aber der wirkliche Regensteiner (der übrigens kein Asthmatischer gewesen sein kann) ließ sich's, trotz Stüchtigkeit und Enge, nicht anfechten und steckte 20 Monate lang in dem Loch, ohne mehr Luft als die, die durch die spärlichen Ritzen einbrang. Und nur dann und wann kamen die Duedlinburger und wohl auch die Duedlinburgerinnen und sahen hinein und grinsten ihn an."

"Und piekten ihn mit ihren Sonnenschirmen."

"Ganz unzweifelhaft, meine gnädigste Frau. Zum mindesten sehr wahrscheinlich. Die Bourgeoisie, die nie tief aus dem Becher der Humanität trank, war gerade damals von einer besondern Abstinenz, und die liberale Geschichtsschreibung, verzeihen Sie diesen Exkurs, meine Gnädigste — greift in nichts so fehl, als darin, daß sie den Bürger immer als Lamm und den Edelmann immer als Wolf schildert. »Die Nürnberger hängen keinen nich, Sie hätten ihn denn zuvor« und dieser Milde huldigten auch die Duedlinburger. Aber wenn sie den zu Hängenden hatten, hängten sie ihn auch gewiß, und zwar mit allen Schikanen."

St. Arnaud, dem jedes Wort aus der Seele gesprochen war, nickte beifällig und wollte den ihm sympathischen Gegenstand eben mit einigen Bemerkungen seinerseits begleiten, als der Zug hielt und ein paar Coupéthüren geöffnet wurden.

"Ist dies Duedlinburg?" fragte Cécile.

"Nein, meine gnädigste Frau, dies ist Reinstedt, eine kleine Zwischenstation. Hier ist der Bahnhof, und was dasselbe sagen will, hier wohnen die Nathusiusse."

"Die Nathusiusse? Wer sind die?" fragten a tempo beide Damen.

"Eine Frage", lachte Gordon, "die die betreffende Familie sehr übel vermerken würde. Die gnädige Frau, deren Protestantismus mir, Pardon, einigen kleinen Anzeichen nach einigermaßen zweifelhaft erscheint, hat Absolution. Aber Fräulein Rosa, Berlinerin, ah, ah . . ."

"Keine Reprimande, keine Spöttereien. Einfach Antwort: wer sind die Nathusiusse?"

"Nun denn, die Nathusiusse sind viel und vielerlei; sie sind, ohne die Frage damit erschöpfen zu wollen, fromme Leute, literarische Leute, landwirthschaftliche Leute, politische Leute. Bücher, Kreuz-Zeitung, Rambouillet-Zucht, alles kommt in der Familie vor, und selbst die Geschichte von der aufgenommenen Stecknadel, die dann schließlich den Aufnehmer zum Millionär umschuf, ist dem Ahnhern der Nathusiusse nicht erspart geblieben. Aber das bedeutet nichts, das ist eine alte Geschichte, denn in wenigstens sechs großen Städten, in denen ich gelebt habe, kam der Reichthum der Reichsten immer von einer Stecknadel

her. Ueberhaupt sind die besten Geschichtsmuralt und überall zu Haus, also Welt-Eigenthum, und ich habe manche, von denen wir glauben, daß sie zwischen Havel und Spree das Licht der Welt erblickten, oder ohne die Gebrüder Grimm gar nicht existiren würden, in Tibet und am Himalaya wiedergefunden."

Rosa wollte davon nichts wissen und stritt hartnäckig hin und her, bis das abermalige Halten des Zuges allem Streiten ein Ende machte.

"Duedlinburg, Duedlinburg!"

Und unsre Reisenden entstiegen ihrem Waggon und sahen dem Zuge nach, der sich, eine Minute später, rasch wieder in Bewegung setzte.

Achtes Kapitel.

Die Sonne brannte heiß auf den Perron nieder und Cécile, die, nach Art aller Nervösen, sehr empfindlich gegen extreme Temperaturverhältnisse war, suchte nach einer schattigen Stelle, bis Gordon endlich vorschlug, in die große Flurhalle des Bahnhofgebäudes eintreten und hier in aller Ruhe bei der Schweben gebliebenen Schlachtplan feststellen zu wollen. Das geschah denn auch, und nachdem man, ebenso wie den Brühl, auch noch das Rathhaus ohne lange Bedenken gestrichen hatte, kam man überein, sich an Schloß und Kirche genügen zu lassen. Beide, so versicherte Gordon, lägen dicht nebeneinander und der Weg dahin, wenn man am Aufenrande der Stadt bleibe, werde der gnädigen Frau nicht allzu beschwerlich fallen.

All das war rasch acceptirt worden, die Damen nahmen noch ein Himbeerwasser, und eine Minute später schritt man bereits, nach Passirung eines von einer wahren Tropensonne beschienenen Vorplatzes, an der die Stadt in einem Halbbogen einfallenden und an beiden Ufern von prächtig alten Bäumen überschatteten Bode hin. Das Wasser plätscherte neben ihnen, die Lichter hüpfen und tanzten um sie her, und mit Hilfe kleiner Brückenstege machte man sich das Vergnügen, die Flußseite zu wechseln, je nachdem hüben oder drüben der kühlere Schatten lag. Es war sehr entzückend, am entzückendsten aber da, wo die bis dicht an die Bode herantretenden Gärten einen Blick auf endlos scheinende Blumenbeete gestatteten, ähnlich jenen draußen vor der Stadt, die schon, während der Eisenbahnfahrt von Berlin bis Thale, Cécile bezaubert hatten. Auch heute wieder konnte sie sich nicht satt sehen an der oft ganze Muster bildenden Blumen- und Farbenpracht und fand es, gegen ihre Gewohnheit, sogar interessant, als Gordon, in allerhand Einzelheiten eingehend, von den zwei großen Garten-Firmen der Stadt sprach, die, mit ihren um die ganze Welt gehenden Duedlinburger Blumenamen-Packeten, ein Vermögen erworben und sich den Zuder-

Millionären in der Umgegend mindestens gleichgestellt hätten.“

„Ei, das freut mich. Zucker-Millionäre! Wie hübsch das klingt.“ Und dabei blieb sie stehen und sah, durch ein goldbronzirtes Gitter, einen der breiten Gartenstege hinauf. „Das lila Beet da, das sind Levkojen, nicht wahr?“

„Und das rothe,“ fragte Rosa. „Was ist das?“

„Das ist »Brennende Liebe.“

„Mein Gott, so viel.“

„Und doch immer noch unter der Nachfrage. Muß ich Ihnen sagen, meine Gnädigste, wie stark der Consum ist?“

„Ah,“ sagte Cécile mit etwas plötzlich Aufleuchtendem in ihrem Auge, das dem sie scharf beobachtenden Gordon nicht entging und ihn, mehr als all seine bisherigen Wahrnehmungen, über ihre ganz auf Huldigung und Piquanterie gestellte Natur aufklärte. Der Eindruck, den er von diesem fein-sinnlichen Wesen hatte, war aber ein angenehmer, ihm überaus sympathischer und eine lebhaftere Theilnahme, darin sich etwas von Behmuth mischte, regte sich plötzlich in seinem Herzen.

Von der Stelle wo man stand, bis zu dem hochgelegenen Stadttheile, der mit Schloß und Kirche das ihm zu Füßen liegende Duedlinburg beherrscht, war nur noch ein kurzer Weg, und ehe man hundert Schritte gemacht hatte, begann bereits die Steigung. Diese selbst war beschwerlich, die malerisch-mittelalterlichen Häuser aber, die, nesterartig, zu beiden Seiten der zur Höhe hinaufführenden Straße klebten, erhielten Cécile bei Ruth und als sie bald danach auf einen von stattlichen Häusern gebildeten und zu weiterer Verschönerung auch noch von alten Nußbäumen überschatteten Platz hinaustrat, kam ihr zu dem Ruth auch alle Kraft und gute Laune wieder, die sie gleich zu Beginn ihres Spazierganges an der Bode hin gehabt hatte.

„Das ist das Klopstock-Haus“, sagte Gordon und zeigte, seine Führerrolle wieder aufnehmend, auf ein etwas zur Seite gelegenes und beinahe grasgrüngetünchtes Haus mit Säulenvorbau.

„Das Klopstock-Haus?“ wiederholte Cécile. „Sagten Sie nicht, es stände . . . Wie hieß es doch?“

„Im Brühl. Aber da läuft eine kleine Verwechslung mit unter. Was im Brühl steht, das ist das Klopstock-Tempelchen mit der Klopstock-Büste. Dies hier ist das eigentliche Klopstock-Haus, das Haus, darin er geboren wurde. Wie gefällt es Ihnen?“

„Es ist sehr grün.“

Rosa lachte lauter und herzlicher, als die Schicklichkeit gestattete, sofort aber wahrnehmend, daß Cécile sich verfärbte, lenkte sie wieder ein und sagte: „Pardon, aber Sie haben mir so ganz aus der Seele gesprochen, meine gnädigste Frau. Wirklich,

es ist zu grün. Und nun excelsior! Immer höher hinauf. Sind es noch viele Stufen?“

Unter solchem Gespräch erstiegen alle das noch verbleibende Stück Weges, eine gepflasterte Treppe, deren Seitenwände dicht genug standen, um gegen die Sonne Schutz zu geben.

Und nun war man oben und freute sich, aufathmend, der Brise, die ging. Der Platz, den man erreicht hatte, war ein mäßig breiter, Schloß und Abtei-Kirche von einander scheidender Hof, der, außer den auf ihm lagernden Schatten und Lichtern, nichts als zwei Männer zeigte, die, wie Besuch erwartende Gastwirthe, vor ihren zwei Lokalen standen. Wirklich, es waren Kastellan und Küster, die zwar nicht mit haßentstellten aber doch immerhin mit unruhigen Gesichtern abwarteten, nach welcher Seite hin die Schale sich neigen würde, worüber in der That selbst bei denen, die die Entscheidung hatten, immer noch ein Zweifel waltete.

Besichtigung von Schloß und Kirche, so lautete das Programm, das stand fest und daran war nicht zu rütteln. Aber was noch schwebte, war die Prioritäts-Frage. Gordon und St. Arnaud sahen sich also fragend an. Endlich entschied der Oberst mit einem Anfluge von Ironie dahin, daß Herrendienst vor Gottesdienst gehe, welchem Entscheide Gordon in gleichem Tone hinzusetzte: „Preußen-Moral! Aber wir sind ja Preußen.“

Und so wandte man sich denn rasch entschlossen dem Kastellan zu, freilich nicht ohne sein vis-à-vis, den nach links hin stehenden Küster mit einem hoffnunggebenden Grusse gestreift zu haben. Er verneigte sich denn auch in Erwiedrung darauf verbindlich lächelnd und schien alles in allem nicht unzufrieden über diesen Gang der Dinge. Denn unten in der Stadtkirche läuteten eben die Mittagsglocken und etwas Bratwurstartiges, das durch die Luft zog, ließ das „In die zweite Linie gestellt werden“ fast als einen Vorzug erscheinen.

Unter diesen Vorgängen, die nur von Rosa scharf beobachtet und mit Künstlerauge gewürdigt worden, waren alle vier in den Schloßflur eingetreten, an dem respektvoll die Honneurs machenden Kastellan vorüber. Dieser, ein freundlicher und angenehmer Mann, nahm durch seine Freundlichkeit sofort für sich ein, fiel aber durch ein unsichres und fast ein schlechtes Gewissen verrathendes Auftreten auf, ganz wie Jemand der Lotterieloose feil bietet, von denen er weiß, daß es Nieten sind. Und wirklich, sein Schloß konnte, durch alle Räume hin, als eine wahre Musterniete gelten. Was es vor dem an Kostbarkeiten befehen hatte, war längst fort, und so lag ihm nur ob, über Dinge zu sprechen, die nicht mehr da waren. Eine nicht leichte Pflicht. Er unterzog sich derselben aber mit vielem Geschick, indem er den herkömmlichen, an vorhandene Sehenswürdigkeiten an-

knüpfenden Kastellans-Vortrag in einen umgekehrt sich mit dem Verschwundenen beschäftigenden Geschichts-Vortrag umwandelte. Voll richtigen Instincts erfaß er hierbei den Werth der historischen Anekdote, die denn auch beständig aus der Verlegenheit helfen mußte.

Rosa, deren Wißbegier auf ganze Säle voll Rubens und Snyders, voll Bouvermanns und Potters rechnete, hielt sich selbstverständlich unausgesetzt in der Nähe des Kastellans und mühte sich durch allerlei klug gestellte Fragen seine besondre Theilnahme zu wecken.

„Und in diesen Räumen also haben die Duedlinburger Abtissinnen residirt?“ begann sie mit erheucheltem Interesse, denn es lag ihr ungleich mehr an Bärenhäut und Sechszehendern, als an Portraits mit Pompadourfrisuren. „In diesen Räumen also . . .“

„Ja, meine gnädigste Frau,“ antwortete der Kastellan, der unsre Freundin um ihres muntern Wesens und vielleicht auch um ihres Embonpoints willen für eine glücklich verheirathete Dame nahm.

„Ja, meine gnädigste Frau, wirklich residirt, das heißt mit Hofstaat und Krone. Denn die Duedlinburger Abtissinnen waren nicht gewöhnliche Kloster-Abtissinnen, sondern Fürst-Abtissinnen und saßen von Medtildis, Schwester Otto's des Großen an, bei den Reichsversammlungen auf der Fürstentbank. Und hier im Schlosse war auch der Thronsaal. Es ist der Saal nebenan, in welchem ich die gnädige Frau vorweg bitten möchte, die rothen Damasttapeten beachten zu wollen. Es ist Damast von Arras.“

Und damit treten alle, von einem kleinen, bis dahin besichtigten Vorzimmer her, in den großen Thronsaal ein, darin, neben der so ruhmvoll erwähnten Damasttapete, nur noch der getäfelte Fußboden an die frühere Herrlichkeit erinnerte.

Rosa sah sich verlegen um, was dem Führer nicht entging, weshalb er seinen Vortrag rasch wieder aufnahm, um durch Erzählungskunst den absoluten Mangel an Sehenswürdigkeiten auszugleichen. „Also, der Thronsaal, gnädige Frau,“ hob er an. „Und hier wo die Tapete fehlt, genau hier stand der Thron selbst, der Thron der Fürst-Abtissinnen, ebenfalls roth, aber von rothem Sammt und mit Hermelin verbräunt. Und mit dem zuständigen Wapen: Zwei Kelche mit einem Pokal.“

„Ah,“ sagte Rosa „mit zwei Kelchen und einem Pokal . . . Sehr interessant.“

„Und hier,“ fuhr der Kastellan, während er auf einen großen aber leeren Goldrahmen zeigte, mit einer immer volltönender und beinah feierlich werdenden Stimme fort, „hier in diesem Goldrahmen befand sich die Hauptsehenswürdigkeit des Schlosses: der Spiegel aus Bergkrystall. Der Spiegel aus

Bergkrystall, sag ich, der sich zur Zeit in den skandinavischen Reichen und zwar in dem Königreiche Schweden befindet.“

„In Schweden!“ wiederholte St. Arnaud. „Aber wie kam er dahin?“

„Auf Umwegen und durch allerlei seltsame Schicksale,“ nahm der Kastellan seinen historischen Vortrag wieder auf. „Unsre letzte Fürst-Abtissin war nämlich eine Prinzessin von Schweden, Josephine Albertine, Tochter der Königin Ulrike, Schwester Friedrichs des Großen. Ueber 20 Jahre hatte Josephine Albertine hier glänzend und segensreich residirt und sich an dem Krystallspiegel, der ihr Stolz und ihr Lieblingsstück war, erfreut, als diese Gegenden eines Tages westphälisch wurden und unter König Jerome kamen. Da mußte sie sich trennen von ihrem Schloß, sammt allem was darinnen war und natürlich auch von ihrem Spiegel. Denn es ward ihr kaum Zeit gelassen zum Nothwendigsten, geschweige zum Einpacken und Mitnehmen dessen, was ihr das Liebste war.“

„Und was wurde?“

„Nun, König Jerome, der, wegen dem ewigen »Morgen wieder lustig sein« sehr viel Geld brauchte, stand alsbald vor der Nothwendigkeit, das ganze Schloßinventar unter den Hammer zu bringen, und eines Tages hieß es in allen Zeitungen, deutschen und fremden, daß, neben den anderen Schätzen des Schlosses, auch der berühmte Krystallspiegel versteigert werden solle. Das war der Moment auf den Prinzessin Josephine Albertine, die mittlerweile nach Schweden zurückgekehrt war, denn die Bernadottische Zeit war noch nicht da, gewartet hatte, weshalb sie nunmehr raschen und strikten Befehl gab, auf den Spiegel zu fahnden und jeden Preis zu zahlen, zu dem er angefeßt oder am Auktionstage selbst hinauf getrieben werden würde. Wie hoch er kam, weiß ich nicht; nur das Eine weiß ich, daß es ein Vermögen gewesen sein soll. Ich habe von einer Tonne Goldes sprechen hören. Unter allen Umständen aber kam der Spiegel nach Schweden, nach Stockholm, woselbst er sich bis diesen Tag befindet und im Riddersholm-Museum gezeigt wird.“

„Allerliebste,“ sagte St. Arnaud. „Im Ganzen genommen ist mir die Geschichte lieber als der Spiegel,“ eine Meinung, die von Gordon und Rosa vollkommen, keineswegs aber von Cécile getheilt wurde. Diese hätte sich gern in dem Krystallspiegel gesehen und war während der zweiten Hälfte der ihr viel zu weit ausgespinnenen Erzählung an ein offen stehendes Balkonfenster getreten, das nicht nur einen Blick auf das Gebirge, sondern auch auf die weiten Gartenanlagen hatte, die sich, im Halbkreis, um die Schloßfundamente herumzogen. In diesen Gartenanlagen wechselten Strachwerk und Blumenterrassen, was aber das Auge Céciles bald aus-

schließlich in Anspruch nahm, war ein Sandstein-Obelisk von mäßiger Höhe, der, halb in dem Schloß-Unterbau drin stehend, hautreliefartig aus einer alten Mauerwand vorsprang. Der Sockel war mit Guirlanden ornamentirt und schien auch eine Inschrift zu haben."

"Was ist das?" fragte Cécile.

"Ein Grabstein."

"Von einer Lebtfissin?"

"Nein, von einem Schooßhündchen, das Anna Sophie, Pfalzgräfin von bei Rhein und vorletzte Fürst-Abbatissin, an dieser Stelle beisetzen ließ."

"Sonderbar. Und mit einer Inschrift?"

"Zu dienen," antwortete der Kastellan.

Und den Damen ein Opernglas überreichend, das er zu diesem Behufe stets mit sich führte, las Cécile: "Jedes Geschöpf hat eine Bestimmung. Auch der Hund. Dieser Hund erfüllte die seine, denn er war treu bis in den Tod."

Gordon lachte herzlich. "Denkmal für Hundetreue! Brillant. Wie sähe die Welt aus, wenn jedem treuen Hunde ein Obelisk errichtet würde. Ganz im Styl einer Barock-Prinzessin."

Rosa stimmte zu, während Cécile verwirrt vom Fenster zurücktrat und mechanisch und ohne zu wissen, was sie that, an die Wandstelle klopfte, wo der Krystallspiegel seinen Platz gehabt hatte.

"Was haben wir noch zu gewärtigen?" fragte Gordon.

"Die Zimmer Friedrich Wilhelms IV."

"Friedrich Wilhelms IV.? Wie kam der hierher?"

"In den ersten Jahren seiner Regierung erschien er jeden Herbst, um von hier aus die großen Harzjagden abzuhalten. Als aber Anno 48 die Jagdfreiheit aufkam und Stadt und Bürgerschaft ihm die Jagd verweigerten, wurd' er so verstimmt, daß er nicht wiederkam."

"Was ich nur in der Ordnung finde. Bourgeois-Manieren. Aber nun die Zimmer."

Und damit traten sie, vom Thronsaal her, in ein paar niedrige, mit kleinen Mahagonimöbeln ausgestattete Räume, deren Spießbürgerlichkeit nur noch von ihrer Langweil übertroffen wurde.

Rosa sah ihre Hoffnung auf große Thierstücke mehr und mehr hinschwinden, hielt aber eine darauf gerichtete Frage immer noch für zulässig.

Freilich erfolglos.

"Thierstücke," antwortete der Kastellan in einem Tone, darin unsere Künstlerin eine kleine Spitze zu hören glaubte, "Thierstücke haben wir in diesem Schlosse nicht. Wir haben nur Fürst-Abbatissinnen. Aber diese haben wir auch vollständig. Und außerdem die Duedlinburger Geistlichen lutherischer Confession (ebenfalls beinah vollständig), deren einer, altem Herkommen gemäß, allsonntäglich hier oben

predigte, so daß er neben seinem Stadt-Dienst auch noch Hof-Dienst hatte. Nach der Predigt blieb er dann zu Tisch und mitunter auch bis zur Dunkelstunde. So beispielsweise dieser hier, ein schöner Mann, etwas blaß, der in seinen besten Jahren an der Auszehrung starb. Er war Prediger zur Zeit der schwedischen Prinzessin Josephine Albertine, derselben, die den Krystallspiegel wieder erstand. Und hier ist die Prinzessin in Person."

Dabei wies er auf das Bildniß einer mittelalterlichen Dame mit großer Kurfürsten-Nase, Stirnlöckchen und Agrassen-Turban, aus deren ganz ungewöhnlicher Stattlichkeit sich die vom Kastellan angedeuteten Ansechtungen ihres Seelsorgers unschwer erklären ließen.

Einige der Bilderkehrten mehrfach wieder, was die Zahl der Lebtfissinnen größer erscheinen ließ, als sie thatsächlich war. Rosa drang darauf, die Namen zu hören, aber es waren todt Namen, einen ausgenommen, den der Gräfin Aurora von Königsmark.

Und vor das Portrait dieser traten jetzt alle mit ganz ersichtlicher Reugier, ja Cécile — die, vor kaum Jahresfrist, einen historischen Roman, dessen Heldin die Gräfin war, mit besonderer Theilnahme gelesen hatte — war so hingegenommen von dem Bilde, daß sie von der Unächtheit desselben nichts hören und alle dafür beigebrachten Beweisführungen nicht gelten lassen wollte.

Gordon, als er sah, daß er nicht durchdränge, wandte sich um Succurs an Rosa. "Helfen Sie mir. Die gnädigste Frau will sich nicht überzeugen lassen."

Rosa lachte. "Kennen Sie die Frauen so wenig? welche . . ."

"Wohl, Sie haben Recht. Und am Ende, wer will an Bildern Achtheit oder Unächtheit beweisen? Aber zweierlei gilt auch ohne Beweis."

"Und das wäre?"

"Nun zunächst das, daß es nichts Todteres giebt, als solche Galerie beturbanter alter Prinzessinnen."

"Und dann zweitens?"

"Daß der Unterschied von »hübsch« und »häßlich« in solcher Galerie zurechtgemachter Damenköpfe gar keine Rolle spielt, ja, daß einer Häßlichkeitsgalerie wie dieser hier vor einer sogenannten Schönheitsgalerie mit ihrer herkömmlichen Dedheit und Langerweile der Vorzug gebührt. Ach, wie viele solcher »Galleries of beauties« hab' ich gesehen und eigentlich keine darunter, die mich nicht zur Verzweiflung gebracht hätte. Schon in ihrer Entstehungsgeschichte sind sie meistens beleidigend und ein Verstoß gegen Geschmack und gute Sitte. Denn wer sind denn die jedesmaligen Mäcene, Stifter und Donatoren? Immer ältliche Herren, immer mehr

oder weniger mythologische Fürsten, die, Pardon, meine Damen, nicht zufrieden mit der wirklichsten Wirklichkeit, ihre Schönheiten auch noch in offligio genießen wollen. Einer von ihnen — derselbe, von dem das Bonmot existirt, er habe nie was Dummes gesagt und nie was Kluges gethan — ist mit seiner Galerie von Magdalenen, selbstverständlich vor dem Buße-Stadium, allen anderen voraus. Er war ein Stuart, wie kaum gesagt zu werden braucht. Aber unsere deutschen Kleinfürsten sind ihm gefolgt und haben nun auch dergleichen. Ich entsinne mich noch des Eindrucks, den der Kopf der Lola Montez, oder wenn Sie wollen, der Gräfin Landsfeld, auf mich machte. Denn Gräfinnen werden sie schließlich alle, wenn sie nicht vorziehen, heilig gesprochen zu werden.“

„Ei, wie tugendhaft Sie sind,“ lachte Rosa. „Doch Sie täuschen mich nicht, Herr von Gordon. Es ist ein alter Satz, je mehr Don Juan, je mehr Torquemada.“

Cécile schwieg, und ließ sich, wie gelähmt, in einen in einer tiefen Fensternische stehenden Sessel nieder. St. Arnaud, der wohl wußte, was in ihr vorging, öffnete den einen der beiden Flügel und sagte, während die frische Luft einströmte: „Du bist angegriffen, Cécile. Ruh' Dich.“

Und sie nahm seine Hand und drückte sie wie dankbar, während es vor Erregung um ihre Lippen zuckte.

Neuntes Kapitel.

Cécile erholte sich rascher als erwartet von dieser Anwendung, und die weitere Besichtigung des Schlosses und bald danach auch der Abteikirche, verließ zu allseitiger Zufriedenheit, ganz besonders auch zur Freude Cécile's. Ja, sie war durch den Besuch der prächtig kühlen Kirche so gekräftigt und erfrischt worden, daß man auf ihren Vorschlag das Programm überschritt und guten Muthes die schon aufgegebene Partie nach dem Rathhause machte, wo man erst den Roland und gleich danach das Gesängniß des Regensteiners bewunderte. Daran schloß sich dann unmittelbar ein ziemlich mittägliches Frühstück an Ort und Stelle. Kulmbacher Bier, wofür das Rathhaus ein Renommé hatte, wurde bestellt und Cécile war entzückt, als der Wirth die schäumenden und frisch beschlagenen Seidel brachte. „Wie viel schöner doch, als eine Table d'hôte,“ sagte sie. „Pierre, votre santé . . . Fräulein Rosa, wohl bekommt's . . . Herr von Gordon, Ihr Wohl.“ Und während sie so plauderte, stieß sie mit ihrem Seidel an, sprach von dem Regensteiner, der es achtzehn Monate lang nicht voll so gut gehabt habe, und war überhaupt wie ein Kind. Nur als die Malerin auf die Bilder der Abtissinnen zurückkam und bei der Gelegenheit bemerkte, daß auch noch im Rathhaussaale (wie der Herr Wirth ihr

eben verrathen) ein Bild der schönen Aurora sei, „besser und jedenfalls ächter als das im Schloß“, brach Cécile rasch ab und sagte verstimmt und in beinahe heftigem Tone: „Bilder und immer wieder Bilder. Wozu? Wir hatten mehr als genug davon.“

* * *

Gegen fünf Uhr war man in Thale zurück und Cécile, die sich nach Ruhe sehnte, verabschiedete sich für den Rest des Tages. „Bis auf morgen, Fräulein Rosa; bis auf morgen, Herr von Gordon.“

Und dieser Morgen war nun da.

Gordon, der am Abend vorher noch einem Concert auf dem Hubertusbade beigewohnt und bei dieser Gelegenheit eine halbe Stunde lang mit der Malerin über Samaritan und Wereschagin, dann aber mit dem ebenfalls erschienenen St. Arnaud über den Duedlinburger Roland, den Regensteiner und vieles andere noch geplaudert hatte, hatte sich's, um den Morgen zu genießen, auf einem Fauteuil am Fenster bequem gemacht, und blies eben den Dampf seiner Havannah in die frische Luft hinaus. Er ließ dabei die Vorgänge des letzten Tages, darunter auch die Bilder der Fürst-Abbatissinnen, noch einmal an sich vorüberziehen und begleitete den Zug ihrer meist grotesken Gestalten mit allerhand spöttisch erbaulichen Betrachtungen. „Ja, diese kleinen Grandes Dames aus dem vorigen Jahrhundert! Wie wird eine freiere Zeit darüber lachen, wenn sie nicht jetzt schon darüber lacht. Es giebt nichts, an dem sich das Wesen der Carrikatur so gut demonstrieren ließe. Meist waren sie häßlich oder doch mindestens von einem unshönen Embonpoint, und alle hielten sie sich einen Kammerherrn und einen Mops, wuschen sich nicht oder doch nur mit Mandelfleie, und waren ungebildet und hochmüthig zugleich. Ja, auch hochmüthig. Nur nicht gegen ihren Leibdiener.“ Er malte sich das alles noch weiter aus, bis sich ihm plötzlich vor eben diese groteske Gestaltenreihe die graziose Gestalt Cécile's stellte, wechselnd in Stimmung und Erscheinung, genau so wie sie der vorhergehende Tag ihm gezeigt hatte. Jetzt sah er sie, wie sie, sich vorbeugend, die Inschrift auf dem Grab-Obelisk des Bologneser Hündchens las, und dann wieder, wie sie bei dem Gespräch über die Schönheitsgalerien und die Gräfin Aurora nahezu von einer Ohnmacht angewandelt wurde. War das alles Zufall? Nein. Es verbarg sich etwas dahinter. Aber dann vernahm er wieder das heitere Lachen und sah, wie sie, glückstrahlend, den Krug nahm und anstieß. „Ihr Wohl, Fräulein Rosa; Herr von Gordon, Ihr Wohl.“ Und er empfand dabei deutlich, daß, was immer auch auf ihrer Seele lastete, die Seele, die diese Last trage, trotz alledem eine Kinderseele sei.

„Clotilde muß von ihr wissen,“ sprach er vor sich hin. „Und wenn sie nichts weiß, so doch von ihr hören können. Liegnitz ist ja der Ort dazu, nicht zu groß und nicht zu klein, und was das Regiment nicht weiß, das weiß die Ritter-Akademie. Die Schlesier sind ohnehin mit einander verwandt und haben einen schwabhaften Zug. Schwabhaftigkeit, Eigensinn und »so gerne« hat Kübezahl jedem der Seinen in die Wiege gelegt. Ja, Clotilde muß es wissen, an sie zu schreiben, hab' ich ohnehin, und so denn two birds with one stone. Fräulein Schwester wird freilich sommerklich ausgeflogen und irgendwo im Gebirge sein, in Landeck oder in Neinerz, oder gar in Böhmen. Aber was thuts? Die Post wird sie schon zu finden wissen. Wozu haben wir Stephan? Er kommt ja gleich nach Bismarck.“

Und bei diesem Selbstgespräche die Havannah aus der Hand legend, nahm er ein Couvert und adressirte mit großer Handschrift: „Dem Fräulein Clotilde von Gordon-Leslie, Liegnitz, Am Haag 3. n.“ Dann schob er das Couvert wieder zurück, legte sich zwei kleine Bogen mit „Hexentanzplatz“ und „Kofstrappe“ zurecht und schrieb:

„Meine liebe Clotilde. Genau vier Wochen heute, daß ich mich von Dir und Elsy verabschiedete. Vier Wochen fort aus Eurem traulichem Heim, aber erst seit einer Woche hier, weil ich, als ich von Liegnitz nach Berlin zurückkehrte, Briefe vorfand, die mich in geschäftlichen Angelegenheiten erst nach Hamburg und dann nach Bremen führten. Um Euch wenigstens eine Andeutung zu machen, es handelt sich abermals um Legung eines Labels. Von Bremen dann hierher, nach Thale, Thale am Harz, und nicht zu verwechseln mit einem gleichnamigen Kurort in Thüringen.“

Es gereut mich nicht, diesen entzückenden Platz mit seiner erfrischenden und stärkenden Luft gewählt zu haben, denn Luft ist kein leerer Wahn, was der am besten weiß, der ihre mannigfachen Arten an sich selber erprobt hat. Wir gehen einer totalen Reform der Medizin oder doch zum Mindesten der Heilmittel-Lehre entgegen, und die Recepte der Zukunft werden lauten: drei Wochen Lofoden, sechs Wochen Engadin, drei Monate Wüste Sahara. Ja selbst Malaria-Geenden werden in kleinen Dosen verordnet werden, etwa wie man jetzt Arsenik giebt. Die große Wirkung der Luft-Heilmethode liegt in ihrer Perpetuierlichkeit, — man kommt Tag und Nacht aus dem Heilmittel nicht heraus.

Ein gut Theil dieser Heilmethode hab' ich auch hier und so fühl' ich denn mehr und mehr die Verstimmung von mir abfallen, die mich, ohne rechten Grund, seit lange quälte. Nur bei Euch war ich frei davon. Die Parteen und Ausflüge liegen hier wie vor der Thür und so sieht man sich in der angenehmen Lage, Naturschönheit ohne jede Müh'

und Anstrengung genießen zu können. Daß es eine Schönheit kleineren Stils ist, schadet wenig. Ich bin oft genug bis 20,000 Fuß hoch umhergeklettert, um jetzt mit 2000 vollkommen zufrieden, ja sogar eigens dankbar dafür zu sein. Ich liebe Weltreisen und möchte sie, wiewohl ich fühle, daß die Passion nachläßt, auch für die Zukunft nicht missen, aber ich bin andererseits kein Freund von Strapazen als solchen, und je bequemer ich den Congo hinauf oder hinunter komme, desto besser. Defonomie der Kräfte.

Doch was Congo! Vorläufig heißt meine Welt noch Thale, »Hôtel Zehnpfund«, ein wundervoller Hotelname, bei dem man sich, wie auf dem Wilde »Wo speisen Sie?« förmlich arrondiren fühlt und der sofort die Vorstellung weckt: hier ist es gut sein.

Und diese Vorstellung täuscht auch nicht. Es ist hier in der That gut sein, appetitlich und unterhaltlich, letzteres besonders seit drei Tagen, wo sich, durch Eintreffen neuer Gäste, die Table d'hôte belebt hat. Unter diesen Gästen ist ein alter Emeritus, mit dem ich mich schon vorher anfreundete, seit Dienstag aber hat er vor einer neuen Bekanntschaft einigermassen zurücktreten müssen: Oberst St. Arnaud und Frau. Er, trotzdem er »a. D.« ist (nicht bloß »zur Disposition«) Garde-Offizier from top to toe, sie, trotz eines languissanten Zuges, oder vielleicht auch um desselben willen, eine Schönheit ersten Ranges. Wundervoll geschnittenes Profil, Gemmentopf. Ihre Augen stehen scharf nach innen, wie wenn sie sich suchten und lieber sich selbst als die Außenwelt sähen, — eine Besonderheit, die, von Splitterrichtern, sehr wahrscheinlich ihrer Schönheit zum Nachtheil angerechnet und mit einem ziemlich prosaischen Namen bezeichnet werden wird. Es giebt ihr aber entschieden etwas Apartes und wenn ihre beaute wirklich Einbuße dadurch erfahren sollte, was ich nicht zugeben kann, so doch sicherlich nicht ihr Reiz. Sie verzieht mich ein wenig und zwar in einer ganz eigenthümlichen Weise, der ich Coquetterie nicht zuschreiben und auch nicht ganz absprechen kann. Ich stehe vor einem Räthsel, oder doch mindestens vor etwas Unbestimmtem und Unklarem, das ich aufgeklärt sehen möchte. Und dazu, meine liebe Clotilde, mußt Du mir behülflich sein. Du weißt ja den Genealogischen halb und die Rangliste ganz auswendig, hast das Offiziercorps Eurer berühmten Garnison eingetanz und kennst die nachbarlichen Wahlstättler Kadettenlieutenants, die sich so ziemlich aus allen Provinzen rekrutiren. Du mußt also was erfahren können. Daß er mehrere Jahre lang ein Garde-Bataillon commandirte, weiß ich; er hat sich gestern Abend, als ich von einem Concert mit ihm heimkehrte, selbst darüber ausgesprochen. Warum aber nahm er den Abschied? Warum zieht er sich augenscheinlich aus dem, was man Gesellschaft nennt, zurück? Vor allem jedoch,

wer ist Cécile? Dies ist nämlich ihr Name. Woher stammt sie? Brüssel, Aachen, Sacré Coeur, so schoß es mir durch den Kopf, als ich sie zum ersten Male sah, aber dies alles war ein Irrthum. Ich finde, sie schleierte ein wenig, und so wird es Dir, wenn ich darin Recht habe, nur um so leichter sein, meine Neugierde zu befriedigen.

Meine Neugier? Ich würde Dir von einem tiefen Interesse sprechen, wenn ich nicht fürchten müßte, diesen Ausdruck mißverstanden zu sehen. Sie hat offenbar viel erfahren, Leid und Freud, und ist nicht glücklich in ihrer Ehe, trotzdem sie dem Obersten, ihrem Gemahl, in einzelnen Momenten etwas wie Dank oder selbst wie Hingebung und Herzlichkeit zeigt. Aber es sind immer nur Momente, wo sie nach einem Halt sucht und diesen Halt in ihm zu finden glaubt. Also, wenn Du willst, eine Neigung mehr aus Schutzbedürfnis als aus Liebe. Mitunter auch aus bloßer Caprice.

Ja, sie hat Capricen, was an einer schönen Frau nicht sonderlich überraschen darf, aber was durchaus frappiren muß, ist das naive Minimal-Maß ihrer Bildung. Sie spricht gut französisch (recht gut) und versteht ein Weniges von Musik, im Uebrigen fehlt ihr nicht bloß alles Positive, sondern auch jener Esprit, der adirirten Frauen fast immer zu Gebote steht. Wir waren gestern in Duedlinburg und kamen unter anderm an dem Kloster-Hause vorüber. Ich sprach von dem Dichter und konnte deutlich wahrnehmen, daß sie den Namen desselben zum ersten Male hörte. Was nicht in französischen Romanen und italienischen Opern vorkommt, das weiß sie nicht. Ob sie Zeitungen liest, ist mir fraglich. Und so giebt sie sich Blößen über Blößen. Aber sie besitzt dafür ein Andres, was all diese Mängel wieder aufwiegt: eine vornehme Haltung und ein feines Gefühl, will sagen ein Herz. Denn ein feines Gefühl läßt sich so wenig lernen, wie ein ächtes. Man hat es, oder hat es nicht. Dazu gesellt sich jener freiere Blick oder doch mindestens jenes unbefangene, allem Schwerfälligen abgewandte Wesen, das allen Personen eigen ist, die jahrelang in der Obersphäre der Gesellschaft gelebt und sich einfach dadurch jenes *no saisois* erworben haben, das sie Gebildeteren und selbst Klügeren überlegen macht. Sie weiß, daß sie nichts weiß und behandelt dies Manko mit einer entwaffnenden Offenheit. Trotz einer hautainen Miene, die sie, wenn sie will, sehr wohl aufzusetzen versteht, ist sie bescheiden bis zur Demuth. Daß sie nervenkrank ist, ist augenscheinlich, aber der Oberst (vielleicht weil es ihm paßt) macht unter Umständen mehr davon als nöthig. Er mag übrigens, was diesen Punkt angeht, in einer ziemlich heiklen Lage sein, denn nimmt er's leicht, wo sie's vorzieht, krank zu sein, so verdrießt es sie, und nimmt er's schwer, wo sie's vor-

II. 2.

zieht gesund zu sein, so verdrießt es sie kaum minder. Ich war auf der Hofstrasse Zeuge solcher Scene. Mir persönlich will es scheinen, daß sie, nach Art aller Nervenkranken, im höchsten Grade von zufälligen Eindrücken abhängig ist, die sie, je nachdem sie sind, entweder matt und hinfällig, oder aber umgekehrt zu jeder Anstrengung fähig machen. Ueberhaupt voller Gegensätze: Dame von Welt und dann wieder voll Kindersinn. Sie lacht wenig, aber wenn sie lacht, ist es entzückend, weil man herausfühlt, wie dies Lachen sie selber beglückt. Sie war wohl eigentlich, ihrer ganzen Natur nach, auf Reiten, Wurfen und Federballspiel gestellt und dazu angethan, so leicht und grazios in die Luft zu steigen, wie selber ein Federball. Aber es wird ihr von Jugend an nicht an dem gefehlt haben, was sie wieder herabzog. Vielleicht weil sie so schön war. Uebrigens glaube nicht, daß ich an eine St. Arnaud'sche Mesalliance denke. Nichts in und an ihr, das an eine Tochter Thaliens oder gar Terpsichorens erinnerte. Noch weniger hat sie den ledern Ton unserer Offiziersdamen oder den unmotivirt selbstbewußten unseres Klein-Adels auf seinen Herrenfüßen. Ihr Ton ist vornehmer, ihre Sphäre liegt höher hinauf. Ob von Natur oder durch zufällige Lebensgänge laß ich dahingestellt sein. Sie hascht nach keinem Witzwort, am wenigsten müht sie sich um ein zugespitztes Reparti, sie läßt andre sich mühen, und zeigt auch darin, daß sie ganz daran gewöhnt ist, Huldigungen entgegenzunehmen. Alles erinnert an »kleinen Hof«.

Und nun thue das Deine. Deiner Antwort sehe ich noch hier entgegen und zwar binnen einer Woche. Wird es später, so nach Berlin: poste restante. Zu »postlagernd« hab' ich mich noch nicht befehren können. Und nun Dir und meiner theuren Elsy Gruß und Kuß. Wie immer Dein Dich herzlich liebender Robert v. G. L."

Zehntes Kapitel.

Gordon überflog den Brief noch einmal und war mit seiner Charakteristik Cécile's zufrieden, aber nicht so mit dem, was er über St. Arnaud geschrieben hatte. Der war offenbar zu kurz gekommen, was ihn bestimmte, noch ein paar Worte hinzuzufügen.

„Eben, meine liebe Clotho, (so kriechte er an den Rand), hab' ich mein langes Scriptum noch einmal durchgelesen und finde, daß St. Arnauds Bild der Retouche bedarf. Es wird dadurch freilich mehr an Wichtigkeit, als an Liebenswürdigkeit gewinnen. Wenn ich ihn Dir als Garde-Oberst commilitant vorstellte, was zutrifft, so giebt dies doch immer nur eine Seite; mindestens mit gleichem Rechte darf ich ihn als den Typus eines alten Garçons

aus der Oberflächlichkeit der Gesellschaft bezeichnen. Es ist unmöglich, sich etwas Unverheiratheteres vorzustellen als ihn, trotzdem er voll Courtoisie gegen die junge Frau, ja gelegentlich selbst voll anscheinend großer Aufmerksamkeiten ist. Aber sie wirken äußerlich, und wenn sie nicht bloß in chevaleresker Gewohnheit ihren Grund haben, so doch jedenfalls zur größeren Hälfte. Zu dem allem hat er (in diesem Punkte mit Cécile verwandt) einen »genirten Blick«; aber was ihr kleidet, ja, rund heraus, ihren Reiz noch steigert, ist an ihm einfach unheimlich. In manchen Momenten, ich zögere fast es auszusprechen, wirkt er nicht viel anders, als ob er ein *Jeu-Oberst* wäre, der hier im Thale den Gemüthlichen spielt und seine Kräfte für eine neue *Campagne* sammelt. Jedenfalls wirst Du nach dem allem meine Neugier begreifen. Und nun noch einmal Gott befohlen. Dein Kobyl.

Und nun schob er den Brief in's Couvert und ging in das Lesezimmer, um sich in die *Times* zu vertiefen, die zu lesen ihm, seit seinen indisch-persischen Tagen, ein Bedürfniß war.

Um dieselbe Stunde, wo Gordon den Brief schrieb, machte das St. Arnaud'sche Paar, wie täglich nach dem Frühstück, seinen Morgenpaziergang. Als sie die große Parkwiese zweimal umschritten hatten, war Cécile müde geworden und nahm auf einer von Flieder und Goldregen überwachsenen Bank Platz, die zum großen Theil im Schatten lag. Es war eine lauschige Stelle, Vormittags die schönste der ganzen Anlage, von der aus man nicht bloß die vorgelegene, bewaldete Gebirgswand, sondern auch den Herzentanzplatz und die Kofstrappe mit ihren in der Sonne blühenden *Hôtels* übersehen konnte. Die Luft stand und nur dann und wann fuhr ein Windstoß durch die Stille.

Cécile, die den schattigsten Platz hatte, zog den Sonnenschirm ein und sagte: „Gewiß, ich finde das Fräulein sehr unterhaltlich, aber doch etwas emancipirt, oder wenn dies nicht das richtige Wort ist, etwas zu sicher und selbstbewußt. Künstlerin, sagst Du. Gut. Aber was heißt Künstlerin? Sie schlägt gelegentlich einen Weisheits- und Ueberlegenheitston an, als ob sie Gordon's Großtante wäre.“

„Wohl ihr.“

„Ja,“ beharrte Cécile. „Wohl ihr. Wenn nur nicht das Gerede der Leute wäre.“

„Das Gerede der Leute,“ wiederholte St. Arnaud spöttisch und beinahe bitter das ihn allemal nervös machende Wort. Aber Cécile, die sonst ein scharfes Ohr für diesen Ton hatte, hörte heute darüber hin und mit ihrem Sonnenschirm auf einen Hausgiebel zeigend, der in geringer Entfernung aus einer Baumgruppe hervorragte, sagte sie: „Das ist das Hubertusbad, nicht wahr? Wie verlief eigentlich das

gestrige Concert? Ich hatte das Fenster auf und hörte noch die Schluß-Pièce »Komm in mein Schloß mit mir.« Wenn ich mir Rosa als Berline denke.“

„Und Cécile als Donna Elvira.“

Sie lachte herzlich, denn der Ton in dem St. Arnaud dies sagte, klang wieder liebenswürdig und jedenfalls ebenso frei von Gereiztheit wie Tadel. „Donna Elvira,“ wiederholte sie. „Die Rolle der Verschmähten! Wirklich, es wäre die letzte meiner Passionen, und wenn ich mich da hineindenke, so muß ich Dir offen gestehen, es giebt doch allerlei Dinge.“

„Die noch schwerer zu tragen sind, als die, die wir tragen müssen. Ja Cécile, sprich es nur aus. Und Du solltest Dich jeden Tag daran erinnern. Freilich ist es leichter die Wahrheit zu predigen, als danach zu handeln. Aber wir sollten es wenigstens versuchen.“

Jedes dieser Worte that ihr wohl und in einem flüchtigen Zärtlichkeitsanfluge sich an ihn lehnend, sagte sie: „Wie Du nur sprichst. Als ob ich eine Reizung hätte, den Kopf hängen zu lassen. Und Du weißt doch das Gegentheil. Ach, Pierre, wir hätten uns statt der großen Stadt einen stillen Platz suchen sollen, da wär uns manch Bitteres erspart geblieben. Einen stillen Platz, oder lieber gleich ein paar, um mit ihnen wechseln zu können. Wie leicht und gefällig macht sich hier das Leben. Und warum? Weil sich beständig neue Beziehungen und Anknüpfungen bieten. Das ist noch der Vorzug des Reiselebens, daß man den Augenblick walten und überhaupt alles gelten läßt, was einem gefällt.“

„Und doch hat das »Leben aus dem Koffer« auch seine schweren Bedenken. Man findet nicht jeden Tag einen perfekten Cavalier, der die Tugenden unsrer militairischen Erziehung mit weltmännischem Blick vereinigt. Du weißt, wen ich meine. Welche Fülle von Wissen, und dabei absolut unromantisch. Er hat einen entzückenden Ton; es klingt immer, als ob er sich genire, viel erlebt zu haben.“

Sie nickte zustimmend und fuhr dann ihrerseits fort: „Du hast gestern, als ihr gemeinschaftlich das Fräulein vom Concert her bis an das *Hôtel* zurückführtet, noch ein Gespräch mit Herrn v. Gordon gehabt. Ich stand am Fenster und sah Euch den Kiesweg auf und ab promeniren. Erzähle. Du weißt, ich bin eigentlich nicht neugierig, aber wenn ich es bin.“

„Dann?“

„Dann de tout mon coeur. Also was ist es mit ihm? Warum ging er in die weite Welt? Ein Mann von so guter Erscheinung und Familie, denn die Schotten sind alle von guter Familie. Wir hatten unter den Cavalieren am Hofe . . . Daher meine Kenntniß. Mir liegt sonst die Präension fern, über schottische Familien unterrichtet zu sein. Also warum trat er aus der Armee?“

St. Arnaud lachte. „Meine liebe Cécile, Du gehst einer grausamen Enttäuschung entgegen. Er scheidet aus der Armee . . .“

„Nun?“

„Einfach Schulden halber. In diesem Punkte beginnt seine Laufbahn als chevalier errant so trivial wie möglich. Er stand erst bei den Pionieren in Magdeburg, dann bei dem Eisenbahn-Bataillon unter Goltz, einer Truppe, die sonst viel zu klug und zu geschickt ist, um sich durch Schuldenmachen auszuzeichnen. Aber jede Regel hat ihre Ausnahme. Kurzum, er konnte sich nicht halten und überfiel, wenn sich in solcher Lage von Ueberfiedlung sprechen läßt, nach England, woselbst er seine wissenschaftlichen Kenntnisse praktisch zu verwerthen hoffte. Dies gelang ihm denn auch und er ging Mitte der siebziger Jahre nach Suez, um hier, im Auftrage einer großen englischen Gesellschaft, einen Draht durch das rothe Meer und den persischen Golf zu legen. Du wirst nicht orientirt sein, aber ich zeige Dir's auf der Karte.“

„Nur weiter.“

„Etwas später trat er in persischen, und nach Beendigung einer unter seiner Oberleitung hergestellten Telegraphenverbindung zwischen den zwei Hauptstädten des Landes, in russischen Dienst. Es war gerade die Zeit, als Skobelev, dessen Du Dich von Warschau her erinnern wirst, vor Samarkand seine Triumphe feierte. Später, als der Kriegsschauplatz wechselte, war er mit demselben General vor Plevna. Der wachsende Haß der Russen aber gegen alles Deutsche hat ihm schließlich den Dienst verleidet; er nahm den Abschied und hat das Glück gehabt, alte Beziehungen wieder anknüpfen zu können. Er ist in diesem Augenblicke Bevollmächtigter derselben englischen Firma, in deren Dienst er seine Laufbahn begann und gerade jetzt mit einer geplanten neuen Kabellegung in der Nordsee beschäftigt. Hat aber den lebhaftesten Wunsch in preussischen Dienst zurückzutreten, was ihm, bei Protektion an hoher Stelle, deren er sich erfreut, ganz zweifellos gelingen wird.“

„Und das ist alles?“

„Aber Cécile . . .“

„Du hast Recht,“ lachte sie. „Buntes Leben genug. Und doch sind' ich wirklich, daß einen Draht oder ein Kabel an einer mir unbekanntem Küste zu legen (und welche Küste wäre mir nicht unbekannt) schließlich ebenso trivial ist wie Schuldenmachen.“

„Da bin ich doch neugierig zu hören, was Du geneigt sein möchtest, nicht trivial zu finden.“

„Nun beispielsweise den Regensteiner. Der ist doch um vieles romantischer. Und wenn es der Regensteiner nicht sein kann, nun denn, Abenteuer, Tigerjagd, Wüste, Verirrungen . . .“

„Geographische oder moralische?“

„Beide.“

„Nun, wer weiß, was er davon noch in Petto hat. Er konnte mich doch nicht gleich in seine letzten Intimitäten einweihen. Aber sieh nur . . .“

Und ein Windstoß, der eben in das große, mit Centifolien dicht besetzte Rondel gefahren war, trieb eine Wolke von Rosenblättern auf Cécile zu.

„Sieh nur,“ wiederholte der Oberst, und im selben Augenblicke sanken die herangewehten Blätter, denen das Fliedergebüsch den Durchgang wehrte, zu Füßen der schönen Frau nieder.

„Ah, wie schön,“ sagte Cécile. „Das ist mir eine gute Vorbedeutung.“

Und sie bückte sich nach einem der Blätter, um es auf ihre Lippen zu legen. Dann aber erhob sie sich und schritt, in guter Laune St. Arnaud's Arm nehmend, auf das Hôtel zu.

Elftes Kapitel.

Es war noch eine gute Weile bis Mittag. St. Arnaud, der die Karten-Passion hatte, beabsichtigte, sich in eine Harz-Karte zu vertiefen, Cécile dagegen wollte ruhen und zog, als sie sich auf die Chaise longue gestreckt hatte, den über ihre Füße gebreiteten Shawl höher hinauf und sagte: „Wede mich, Pierre. Nicht länger als zehn Minuten.“ Und gleich danach schloß sie, die linke Hand unter dem schönen Kopf, während ihre Rechte noch das Tuch hielt.

Zwei Stunden später erschien man an der Table d'hôte, wo der die Neigungen und Wünsche seiner Gäste beständig scharf im Auge habende Wirth eine Neu-Placirung hatte stattfinden lassen. Die St. Arnaud's saßen an alter Stelle, Gordon aber, statt gegenüber von Cécile, war links neben diese gesetzt worden, während der Emeritus den erledigten vis-à-vis-Platz und der in seiner Erscheinung etwas aufgebefferte Privat-Gelehrte (denn das war er) den Platz neben dem Geistlichen erhalten hatte. Rosa fehlte. Gordon erschien erst als man die Suppe schon herum gab und als Soldat ein wenig verlegen über die Verspätung, noch verlegener aber über das Neu-Arrangement, das er vorfand, wandt' er sich mit der Bemerkung an Cécile, „daß er nicht recht wisse, wodurch er sich, der er entschieden mehr ein Sodawasser- als ein Champagner-Gast sei, diese wirthliche Bevorzugung verdient habe“ — seine Bemerkung, bei der der alte Emeritus jovial und lebensmännlich lächelte, während der Privatgelehrte mit einem schon den Ernst der Historie streifenden Interesse seine Hornbrille höher schob und mehr forscherhaft-wissenschaftlich als landesüblich-artig zu Gordon hinüberstarrte. Dieser selbst indeß war durch die schöne Frau viel zu sehr in Anspruch genommen, um für das Lächeln des Emeritus, oder gar für den Forscherblick des Astenischen Spezialisten irgendwie Sinn

und Auge zu haben und gab der Erregung, in der er sich nach wie vor befand, durch allerlei rasche Fragen Ausdruck, die sich auf die kleinen Vorkommnisse der Quedlinburger Partie bezogen, auf die Crypt, den Roland und das Klopstock-Haus, „das (und Cécile lachte jetzt mit) nur leider zu grün gewesen sei.“ Noch andere Fragen drängten sich, und nur der Aebtissinnen, und speciell des Bildes der schönen Gräfin Aurora, wurde von Seiten Gordons mit keinem Worte gedacht.

„Aber ich schwache so viel,“ unterbrach er sich plötzlich selbst, „und versaume darüber die Hauptsache, die, mich nach dem Befinden der gnädigen Frau zu erkundigen, das mir, auf der Rückfahrt, in der That ernstlich gefährdet erschien, denn ich entsinne mich nicht, etwas Aehnliches von Zug erlebt zu haben, nicht einmal auf amerikanischen Bahnen, die bekanntlich in »frischer Luft« ein Aeußerstes thun. O, wie hass' ich diese großen Salon-Wagen, wo jede Vorsicht, auch die sorglichste, scheitert, weil einem das eine geschlossene Fenster, auf das man einen reglementsmäßigen Anspruch hat, zu rein gar nichts hilft, — man bleibt eben immer noch im Kreuzfeuer von sechs anderen, die sich der Controle durch allerhand Zwischenbauten entziehen, eine wahre Perfidie der Wagenbau-Construktoren. Sahen Sie gestern wohl den dicken kleinen Herrn in dem Nachbar-Compartment? Der war Schuld. Mit einem wahren Krach ließ er alle noch geschlossenen Fenster in die Berseukung niederfahren, und sah sich dabei so stolz und herausfordernd um, daß mir der Muth entfant, ihn in seinem mörderischen Thun zu hindern. O diese Ventilations-Enthusiasten!“

„Und doch weiß ich nicht,“ sagte St. Arnaud, „ob sein Antagonist, der Ventilations-Hasser, nicht vielleicht noch schlimmer ist als der Ventilations-Enthusiast.“

„Auf's Letzte hin angesehen, also Extrem gegen Extrem, ganz unbedingt. Zu viel Luft ist immer besser als zu wenig. Aber sehen wir von solch' äußersten Fällen ab, so geb' ich dem Ventilationsfeinde den Vorzug. Er mag eben so lästig sein wie sein Gegner, eben so gesundheitsgefährlich oder meinethwegen auch noch mehr; aber er ist nicht so beleidigend. Der Ventilations-Enthusiast brüstet sich nämlich beständig mit einem Gefühl unbedingter Superiorität, weil er, seiner Meinung nach, nicht bloß das Gesundheitliche, sondern auch das Sittliche vertritt. Das Sittliche, das Keine. Der, der sämtliche Fenster aufreißt, ist allemal frei, tapfer, heldisch, der, der sie schließt, allemal ein Schwächling, ein Feigling, un läche. Und das weiß der unglückliche Fenster-schließer auch, und weil er es weiß, geht er ängstlich und heimlich vor, so heimlich, daß er mit Vorliebe den Moment abwartet, wo sein Widerpart zu schlafen scheint. Aber dieser Widerpart schläft nicht, und mit jenem nie versagenden Muth, den eben nur die höhere Sittlichkeit giebt, springt er auf, läßt seine Hornader anschwellen, und schleudert das Fenster wieder nieder, genau so wie der dicke kleine Herr gestern. Sie können 10 gegen 1 wetten, der Antagonist von Zug und Wind ist immer voll Timidität, der Enthusiast aber (und das ist schlimmer) voll Efferterie.“

„Sehr gut,“ stimmte der Emeritus ein.

(Fortsetzung folgt.)



Aus dem Sudan.

Briefe aus der Zeit der Gordon'schen Verwaltung unter Ismail Pascha

mitgetheilt von

A. G. von Suttner.

(Fortsetzung.)

[Alle Rechte vorbehalten.]

Chartum, 24. October 1875. Der vor zwölf Tagen von hier nach Gondokoro abgegangene neue Dampfer „Ismailia“ kehrte in Faschoda um, und lief gestern im hiesigen Hasen mit sehr betrübenden Botschaften ein. Aus dem Rapport an Baron von Hofmann d. d. 16. October haben Sie entnommen, daß die Schilluk-Neger revoltiren und die Hauptstadt Faschoda angegriffen haben. Wenige Tage später fand eine neue Attacke statt, wobei 36 Soldaten todt auf dem Platze blieben. Als „Ismailia“ in Faschoda ankam, ersuchte der Mudir Jusuf Bey den Schiffscapitän, fünfzig Soldaten unter seinem eigenen Commando mit dem Dampfer nach Helet Kaka zurück zu führen, wo er die dort versammelten Insurgenten angreifen wollte. Diesem Ansuchen wurde entsprochen. In Helet Kaka vereinigte Jusuf Bey die dortige Garnison (86 Mann) mit seiner Truppe, überdies noch 11 Mann Leibgarde und 2 Offiziere, also im Ganzen 150 bewaffnete Mannschaft. Mit dieser Macht marschirte Jusuf Bey aus Helet Kaka in die 5 Minuten entfernte Ortschaft, wo die Neger versammelt waren, um sie dort zu attackiren; Jusuf Bey ritt seiner Truppe voraus. Inmitten der Straße, zwischen beiden Orten, sprangen die im Hochgrase versteckten Neger urplötzlich hervor (in Anzahl von 6000 Mann) mit einer Raschheit, daß keine Zeit zur Besinnung und zu irgend welchem militärischen Commando war. Das Pferd des Jusuf Bey erhielt den ersten Lanzenstich und fiel zu Boden; Jusuf Bey wurde im selben Augenblicke mit einem Schläge auf das Hinterhaupt niedergestreckt und buchstäblich zerstückelt. Sein Kopf wurde auf einer Lanzenspitze als Trophäe im Triumphe von Ort zu Ort unter Siegesjanz und Tanz herumgetragen. Die gesammte Truppe des Jusuf Bey hatte man massakirt — 140 Mann und zwei Offiziere — bloß 8 Verwundete wurden nach Faschoda überführt, wo sie ihren schweren Wunden wahrscheinlich schon erlegen sind. Die ganze Affaire dauerte nicht länger als 15 Minuten.

Nach dieser Katastrophe machten die siegreichen Wilden Miene, auch den Dampfer im Hasen von Helet Kaka anzugreifen. Die Neger sind in 13 Gruppen,

je zu ungefähr 500 Mann herangerückt, wurden aber vom Schiff aus mit Remingtonkugeln nachdrücklich begrüßt, wodurch nach den von Bord abgegangenen 900 Flintenschüssen selbstverständlich ein paar hundert Neger gefallen sind und der Rest sein Heil in der Flucht suchte.

Die Wilden haben eine Kanone, einige hundert Flinten, das Pulverdepot, die Regimentscasse und die Waaren der in Helet Kaka ansässigen Händler erbeutet. — Nach dieser Kriegssaffaire, welche von 8 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags fort dauerte, überbrachte der Dampfer nach Faschoda die Trauerbotschaft, damit dort Sicherheitsmaßregeln für die Bewohner getroffen werden, weil auch die Hauptstadt von lanzenbewaffneten Negermassen cernirt ist. Es mangelt in der Stadt an Brennholz, man reißt Strohhäuser nieder, um das Bauholz zum Nothbehelf als Feuerungsmaterial zu benützen. Lange kann die Stadt in dieser unsicheren Situation nicht bestehen und es wird ein Glück sein, wenn die Wilden nicht auch mit ihren Lanzenmassen die Hauptstadt eines schönen Morgens oder in dunkler Nacht überfallen, um Alles niederzumachen, was lebt und lebt, wie es unverhofft dem Gouverneur Jusuf Bey widerfahren ist.

Die Einwohner haben Ordre, in bewaffneter Bereitschaft zu sein, und wer keine Waffe hat, bekommt solche aus dem Arsenal. Auch die dem Colonel Gordon unterstehende Station Sobat, welche ebenfalls im Schilluk-Gebiete liegt, ist in stündlicher Gefahr, aufgerieben zu werden, weil deren Vertheidigung kaum 30 Mann übersteigt.

Heute sind zwei Dampfer mit zwei Compagnien Soldaten als Succurs von hier nach Faschoda abgegangen — eine Compagnie Aegypter und eine Compagnie Schwarze — im Ganzen etwa 100 Mann, weil die hiesigen Truppenabtheilungen nicht compleet sind. Ob diese schwache Nachhülfe im Stande sein wird, Ruhe und Sicherheit in der insurgirten Provinz Schilluk herzustellen, ist nach den vorhergegangenen Ereignissen sehr zweifelhaft. — Geheuer stehen die Dinge in den oberen Regionen des Bahr Abiad auch nicht, da Gordon Pascha seit dem

Morde des Linant Bey zu einem Schlage gegen die Rebellen rüftet. Die Lage wird bei den allenthalben ungenügenden Militairbesatzungen und mitunter auch schlechten Bewaffnungen um so kritischer.

Ein gestern über diese Affaire aufgegebenes Telegramm wurde mir gestern mit dem Bemerkten zurückgeschickt, daß Depeschen politischen Inhalts nicht expedirt werden dürfen. Man sollte wohl diesen importanten Vorfall auch S. G. Baron Hofmann mittheilen.

Hansa l.

Chartum, 19. December 1875. — Die aus den Provinzen einlaufenden Nachrichten lauten allenthalben düster. Nachdem der Mudir von Fashoda den Lanzen der Schilluk-Reger erlegen, war es dringend nothwendig, einen neuen Gouverneur mit Truppenverstärkungen dahin abzuschicken. Der einstige Mudir von Fashoda, Ali Bey Kurdi, wurde vor drei Jahren als Verbrecher in Ketten nach Chartum gebracht, und unter Anklage über 96 Punkte vor das hiesige Tribunal gestellt. Die Untersuchung dauerte zwei Jahre. Während dieser langen Haft wurde Kurdi in die Verbannung nach Fashoda beordert, er wußte dies aber durch die beliebte klingende Ueberredung zu verhindern. Schließlich sprach man ihn wegen Mangels an Beweisen frei, und er lebte seit einem Jahre hier als Privatmann. In Anbetracht der gegenwärtigen politischen Wirren im Schilluklande wurde Kurdi wegen seiner Kenntnisse der dortigen Zustände neuerdings als Gouverneur von Fashoda eingesetzt, und er fuhr am 10. November mit Dampfer nach seinem neuen Posten ab. In Kana, zwei Tagfahrten von hier, hörte er, daß die Schilluk mit ihren vielen tausend Ambatsch-Flößen die ganze Flußlinie beherrschen und kein Schiff passieren lassen. Er war genöthigt, in Kana anzuhalten, und durch einen Expreß von Chartum bewaffneten Succurs zu requiriren. Da die hiesige Garnison so weit zusammengeschmolzen ist, daß sie kaum zur allernothwendigsten Stadtwache genügend ausreicht, so wurden Freiwillige angeworben, welche 250 Mann stark am 30. November mit einem Dampfer und vier Segelbarken auf dem weißen Fluß abgingen, um sich dem Kurdi Bey anzuschließen und die Durchfahrt nach Fashoda nöthigenfalls mit den Waffen zu erzwingen. Soeben trifft der Bericht hier ein, daß Kurdi Bey gleich nach seiner Ankunft in Fashoda die Rebellen angegriffen und dabei 20 Mann verloren, aber die unlängst eingebüßte Kanone zurückerobert, und sich dann, der Uebermacht weichend, zurückgezogen habe.

Drei Soldatenwachen wurden nächstlicher Weite von den Wilden überfallen, ermordet und ihrer Flinten beraubt. Ebenso sollen die Aufständigen ein Schiff gekapert und gänzlich vernichtet haben. Trotz Einfuhrverbotes hat ein renommirter Handels-

jude eine Menge Waffen und Munition bei den Schilluk eingeschmuggelt und dort Sklaven dafür eingetauscht.

Bei den Baggara-Arabern und Nuba-Bewohnern ist gleichfalls Revolution ausgebrochen, da sie verweigern, den bisherigen Tribut an Aegypten zu entrichten. Der Statthalter von Kordofan wird dadurch genöthigt, gegen die beiden abtrünnigen Stämme in's Feld zu ziehen.

Im vorigen Jahre gründete der Provicar der katholischen Mission für Centralafrika in Nuba eine Missionsstation, erbaute mehrere Hütten und etablirte dort etliche Missionäre. In den Sommermonaten verfügte sich der Oberhirt selbst aus seiner Residenz Chartum nach Nuba, um das Wirken seiner Glaubensboten in diesem neuen Felde der christlichen Liebe zu visitiren und die dortigen Landes- und Volksverhältnisse persönlich kennen zu lernen. — Daß derlei religiöse Anstalten, namentlich in so abgelegenen Winkeln der türkischen Oberhoheit, wo man so gerne Gesetze und Traktate ad acta legt, ein Splitter in den Augen der islamitischen Behörden sind, läßt sich leicht begreifen. — Sei es wie es wolle, der Mudir in Kordofan fand durch die momentanen Unruhen in Nuba Anlaß, die Missionäre auf schlaue Manier zu entfernen; er ließ den Provicar wissen, daß jene Gebietstheile, in welchen sich das Missionsetablissement befindet, mit Krieg umzogen würden, wobei die Missionäre sehr leicht in Unannehmlichkeiten gerathen könnten; um allen Eventualitäten vorzubeugen rathe er ihm, sich vorläufig nach Kordofan zurückzuziehen, und falls ihm das genehm wäre, stelle er ihn gleichzeitig die nöthigen Kameele zur Verfügung. —

Der Provicar, im vollen Vertrauen auf die türkische Großmuth und Aufrichtigkeit, gab das kaum begonnene Bekehrungswerk in Nuba auf, benutzte den Edelmuth des guten Türken, und kehrte mit seinen Religiosen nach El Obeid zurück. Die Missionsbrüder blieben in der dortigen Station, während der Monsignore die Retirade fortsetzte und am 11. d. M. in Chartum anlangte. Heute Abend reist der Provicar nach Aegypten und Europa ab. —

Aus Darfur weiß man schon vom Anbeginn der Einnahme jenes Königreichs, daß zwischen den beiden Granden Ismail Pascha und Siber Pascha eine unverföhnliche Rivalität vorwaltet. Ismail ist Türke, Siber ein schwarzer Nubier. Der Erstere, als Generalgouverneur, betrachtet sich als Oberer, der Letztere, als der eigentliche Eroberer Darfurs, will sich jenem nicht unterordnen. Aus unbekanntem Gründen hat Ismail zweimal schriftlich den Siber nach Fasher vor sich rufen lassen; da aber Siber weder antwortete, noch Folge leistete, so beorderte Ismail Pascha den Obersten Hassan Bey, mit einer entsprechenden Truppenabtheilung den Siber mit

Gewalt nach Fascher zu bringen. — Siber hatte durch seine Kreaturen von dieser Expedition gegen ihn Wind bekommen und verschanzte sich in Dara mit seinen Soldaten. Bei Annäherung des Hassan Bey ließ ihm Siber sagen, daß er über die Absichten seiner Hierherkunft genau unterrichtet sei, daß er sich freiwillig nicht ergebe und daß, wenn Hassan Bey ihn gewaltsam gefangen nehmen wolle, er sich zu vertheidigen wissen werde. So standen sich die beiden ägyptischen Truppencorps feindlich gegenüber. Ueber den Ausgang der Situation verlautet noch nichts. —

Zu wiederholten Malen taucht das Gerücht erneuert auf, daß die beiden Paschas von Darfur, Ismail und Siber, nach Cairo berufen seien, um ihre persönlichen Differenzen vor dem Khedive auszutragen. Nach einer anderen Version sind die beiden Großen des Sudan nach Aegypten berufen, zu einem Consilium, um über das fernere Schicksal der von Baker und Gordon occupirten Aequatorialprovinzen Beschluß zu fassen, da die Contractzeit Gordons abgelaufen ist und derselbe wahrscheinlich ehestens zurückkehren wird. — Es soll höheren Ortes die Absicht vorherrschen, die Stabilimente im Stromgebiete des weißen Flusses bis zu den Seen an die Kaufleute zu verpachten. Diese letzteren müßten sich verbindlich machen, für jedes Stabiliment, welches sie besitzen oder errichten wollen, eine bestimmte Summe jährlich an die Regierung zu entrichten; überdies würde wahrscheinlich die Klausel angefügt werden, daß jedes Stabiliment per Jahr eine gewisse Anzahl weisensfähiger Negerburjchen als Rekruten zu liefern hat, da erfahrungsgemäß die ägyptischen Soldaten im Sudan nicht ausdauern und dahinsiechen, und die eingeborenen Araber ihre Söhne zum Militair absolut nicht hergeben wollen; folglich bleibt der Regierung kein anderer Ausweg, als das Truppencontingent aus den annectirten Negerländern zu completiren. Die Handelsleute würden eine Convention in diesem Sinne bereitwilligst acceptiren, die Staatscasse hätte eine fixe Jahreseinnahmsquelle von vielen tausend Beuteln, die Regierung könnte die Garnisonen Jahr für Jahr ergänzen, und der Elfenbeinhandel wäre wieder frei. Das wäre das Vernünftigste und Legegalste, was die ägyptische Regierung thun könnte. Man weiß ja, wie viele Millionen die Baker- und Gordon-Expeditionen verschlungen, und welche Kosten sie eingetragen haben! Im obigen Sinne würden die Kaufleute angewiesen sein, ihr eigenes Interesse zu suchen, wodurch sich die Elfenbeinausbeute bedeutend erhöhen dürfte. Ein kompetenter Kenner der Verkehrsverhältnisse im Stromrevier des Bahr el Abiad schrieb vor wenigen Jahren: „Die Elfenbeinquelle wird versiegen, sobald die Regierung diesen Handel in die Hand nimmt.“ Die Facten der letzten

Jahre bestätigen schon die Richtigkeit dieses Ausspruchs. Daher Freiheit des Elfenbeinhandels und angemessene Besteuerung desselben! — Die Regierung könnte nichtsdestoweniger ihren politischen Einfluß bei den Negerstämmen vollkommen wahren, indem man alljährlich Inspectoren in die einzelnen Handelsniederlassungen absendet, oder sie dort anstellt, welche das Verhalten der Kaufleute an Ort und Stelle inspiciren und beobachten, und etwaige Sklavenausfuhren verhindern könnten. In letzterer Beziehung ist ja der Regierungsposten Faschoda die zuverlässigste Controle. Hanfal.

Chartum, 6. März 1876. Am 29. Februar kam der Dampfer »Zmailia« von Lado hier an und brachte die Nachricht, daß die Stadt Faschoda von den Schilluk cernirt sei. Es sieht dort schlimm aus: die Einwohner haben kein Brennholz, kein Fleisch und kein Brot; Niemandem ist es gestattet, abzureisen. Der obige Dampfer hielt nur zwei Stunden nach seiner Ankunft in der Nacht an, so daß nicht einmal Zeit war, die Post zu expediren. Kurdi Bey ging mit tausend Soldaten nach Kaka, hat diesen Platz wieder eingenommen und besetzt, aber dessen Abwesenheit schlauerweise benutzend, haben die Schilluk mit großer Uebermacht die Hauptstadt angegriffen. Alle kampffähigen Einwohner wurden mit Waffen und Munition versehen und müssen, wenn der Trompeter Alarm bläst, allesammt ausmarschiren. Die mit Flinten versehenen Schützen der Schilluk stehen in der Vorderlinie, die Lanzenmänner dahinter. Man püßt eine zeitlang hüben und drüben, ohne daß eine oder die andere Partei zu einem ernstlichen Angriffe vorgeht, und dann ziehen sich beide Theile zurück; es ist daher nicht abzusehen, wann die täglichen nutz- und zwecklosen Plänkelleien ein Ende nehmen; keinesfalls bis nicht von einer oder der anderen Seite ein energischer Angriff geschieht, aber dazu, scheint es, haben beide keine Courage.

Gordon ging von Dufile via Fatiko nach Mruli, wo er eine kleine Besatzung zurückließ. Nach Fatiko zurückgekehrt, schrieb er mir d. d. 9. Januar, ob er nach Magango geht, sagte er nicht.

Die Demission Geffis wurde hier officiell notirt, aber über seine Rückkehr wissen wir noch nichts Näheres. Weil nun Gordon keinen Europäer mehr zur Verfügung hat, wird wohl er als alleinige Gottheit sein Werk zu Ende führen; deswegen mußte er schandenhalber die Reise nach Mruli und nach Magango am Seeufer in persona unternehmen, was er früher immer aufgeschoben hat. —

Für Siber Pascha sind gestern zwei Dampfer und eine Dahabia nach Lora el Hadra abgegangen. Er reiste mit 600 Negern, welche als Geschenke für gewisse Instanzen in Cairo bestimmt sind, vor

sechs Tagen von El Obeid ab. Auch Ismail Pascha, der Hofmudar, welcher von Fascher nach Dara ging, soll nächster Tage hier ankommen. —

Der englische Afrikaforscher Lucas, der mit zwei transportablen Zeluten und vielem Gelde hier am 7. Februar ankam, will auf eigene Rechnung über den Albert-Nyanza nach dem Qualabo gehen, um über diesen Fluß nach der Westküste zu gelangen. Lucas hat hier eine kleine Compagnie von 10 Mann Dongolani engagirt, welche er militärisch ausgerüstet, und die ihn als Leibgarde auf seiner großen Reise begleiten sollen. — Er exercirt seine Mannschaft täglich reglementsmäßig ein. Vor einigen Tagen ließ er seine kleine Truppe mit den Waffen in der Hand durch die Stadt ins Freie hinaus marschiren, um dort auf offenem Felde nach der Scheibe zu schießen. Das fand der Pascha (Chalid) anstößig, und er hat diese Leute allesamt in der Straße auffangen und in Arrest setzen lassen, mit Ketten an Händen und Füßen. Lucas reclamirte seine Leute; der Pascha refüsirte; Lucas sagte, er werde telegraphiren; der Pascha entgegnete: »ektob«. — In dieser aufgeregten Stimmung beiderseits ließ mich der Pascha zu sich bitten, wobei er mir von der Angelegenheit sprach, welche mich selbstverständlich nichts angeht; aber der Pascha betonte ausdrücklich, daß er mich nur zu Rathe ziehe, worauf es mir möglich wurde, die Sache dahin zu schlichten, daß die Mannschaft freigegeben wurde. Damit wäre die Sache eigentlich erledigt, aber Lucas hat neuerdings telegraphirt, und nun haben sich die Beiden — Lucas und Chalid — persönlich miteinander abzufinden. Es ist und bleibt eine unliebsame Sache, wenn ein ganz unschuldiger reisender Europäer, der alles mit Baargeld bezahlt, vom Repräsentanten des Vicerönigs mit den Worten aus dem Divan herausgeschoben wird: »Emschi ja ibn el Kelb!« —

Den beigefügten Brief bitte ich Herrn Marno zukommen zu lassen. Es ist ein Schreiben Gordons darin, worin derselbe kategorisch die bewußten 500 Thaler verlangt. An mich schreibt Gordon sehr höflich und sogar entschuldigend, daß er mir „aus Mißverständnis“ Unannehmlichkeiten bereitet habe. Marno wird nun während seiner Anwesenheit in Cairo eine ebenso peremptorische Antwort — was ich sehr wünschte — an den Colonel gelangen lassen, worüber er sich in Cairo auseinanderzusetzen Gelegenheit haben wird. Hansal.

Nachtrag. — Soeben höre ich, daß Herr Gessi neuerdings in seinen Dienst in Dufile installiert wurde, um dort das Dampfboot zu montiren, und dann, wie es früher bestimmt war, in den See einzufahren und diesen zu visitiren. Man sieht, alle Anstalten Gordons sind confus, in dieser Stunde so, in der nächsten Stunde anders.

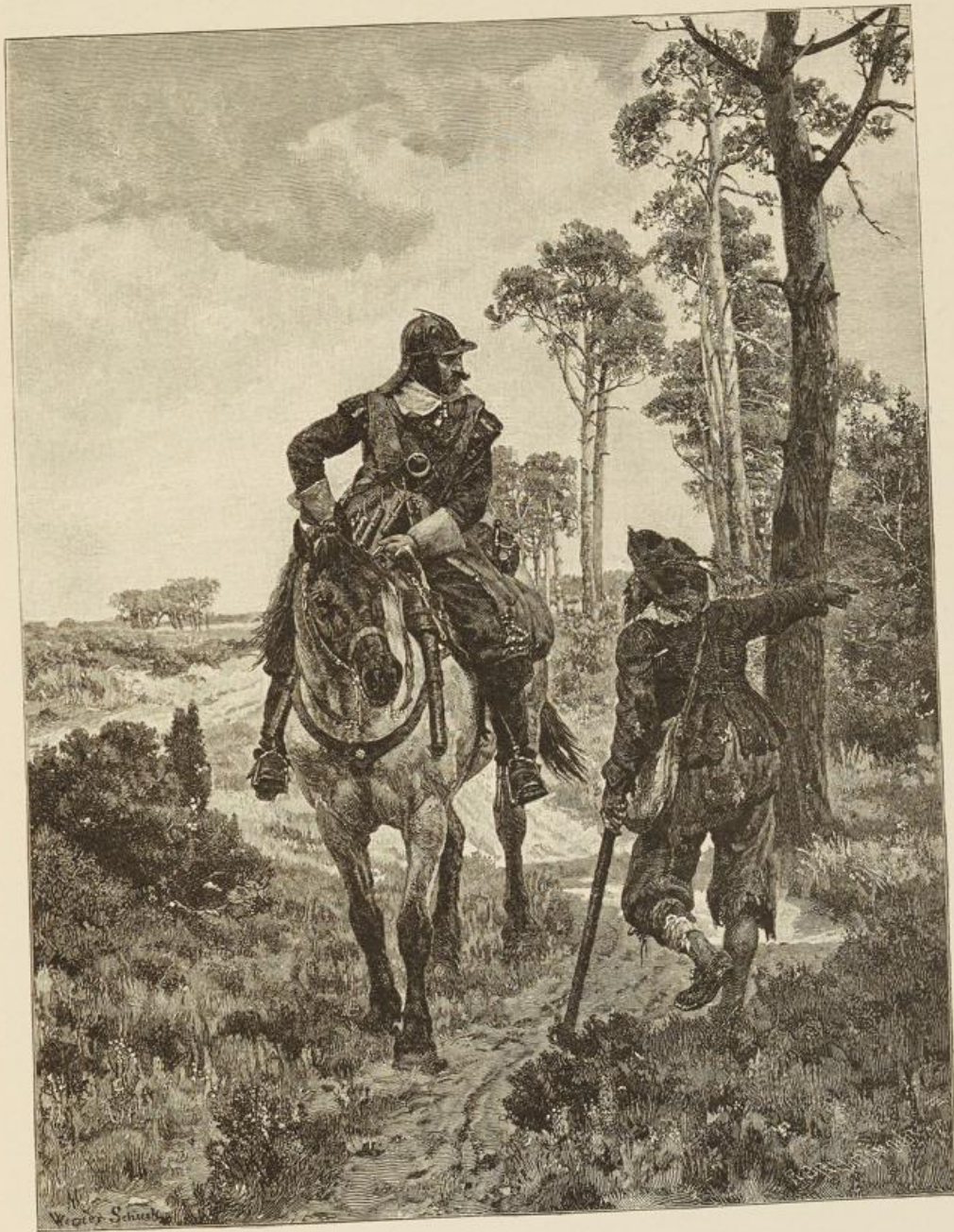
Auf die Anfrage des Herrn Lucas erwiderte Gordon indirect, d. h. unter einer andern Adresse, daß Niemand in der Provinz des weißen Flusses reisen dürfe und daß er für Niemanden hierzu Erlaubniß gebe. Daraufhin telegraphirte Lucas nach Cairo um allerhöchste Erlaubniß zur Fortsetzung seines Projectes. Da nun Gordon nicht erlaubt, daß Lucas in seine Provinz eintrete, so wandte sich Herr Lucas schriftlich an den hiesigen Pascha mit der Bitte um Genehmigung, über den Bahr el Ghajal seine Reise fortsetzen zu dürfen. Der Pascha antwortete, daß er eine solche Reise nicht gestatten könne.

Lucas sitzt nun da, ohne zu wissen, wohin er sich nach so vielen Spejen wenden soll. Man hätte meinen dürfen, daß unter der „civilisatorischen“ Herrschaft Aegyptens die innerafrikanischen Länder für Jedermann offen und zugänglich seien, namentlich für die wissenschaftlichen Forscher; aber wir erleben das gerade Gegentheil. So ist es Marno ergangen und ebenso ergeht es Herrn Lucas.

Chartum, 4. Mai 1876. — Das war ein festlicher Tag, der 30. April, wie dergleichen seit dem Ursprunge der Stadt Chartum noch nicht dagewesen! Die ganze Einwohnerschaft war auf den Beinen. Das Ufer des blauen Flusses, von Ras el Chartum bis zum Statthaltereigebäude (eine Strecke von einer halben Stunde) war so dicht mit Menschen besetzt, daß man kein Steinchen werfen konnte. Die Stadt war im geschmeidigsten Gewande: alle Straßen und Plätze waren überladen mit mannigfachen Zierathen: Fahnen, Transparente, Decorationen, Inschriften, Lampen, Flambeau, Embleme, Wappenschilder, Triumphbögen, Guirlanden, Blumen, Palmenzweige u.

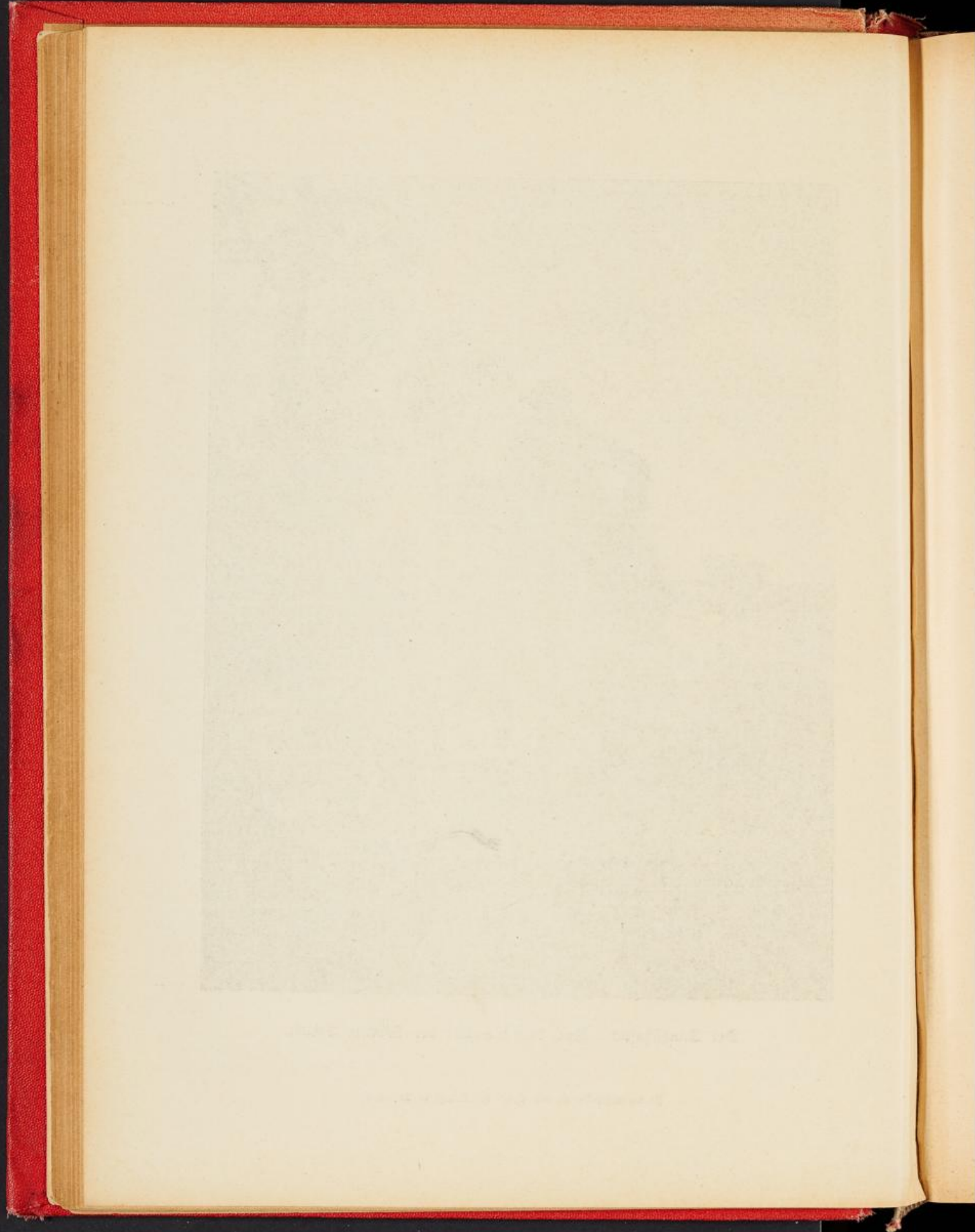
Warum diese allgemeine außerordentliche Ausstattung der Stadt und dieser Massenaufmarsch der ganzen Bevölkerung? — Der Hofmudar von Sudan und Mit-Triumphator von Darfur, Ismail Pascha Njub, hielt nach zweijähriger Abwesenheit seinen Einzug in Chartum!

Auf der ganzen Flußlinie jubelte das Volk dem Dampfer zu, auf welchem der General-Gouverneur in den Hafen einfuhr. Als der Pascha vor dem Regierungspalaste an's Land stieg, steigerte sich der Volksjubel, die Musik intonirte die ägyptische Hymne und die Kanonen donnerten über die breite Fläche des Flusses dahin. — Am Ufer wurde seine Excellenz von allen Honoratioren empfangen und begrüßt und in den großen Empfangssaal geleitet, wo die Vorstellung aller officiellen Branchen und partikularen Corporationen stattfand, während die Musik im Vorhofe verschiedene Piecen im europäischen Genre executirte. — Der Pascha trug über der goldreichen Uniform das große Band



Der Kundschafter. Nach dem Gemälde von Werner Schuch.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.



des ihm nach der Einnahme von Darfur verliehenen Mehdjide-Ordens mit dem Sterne und einen überaus reichen Säbel, der unter den Trophäen im Königspalaste zu Fascher vorgefunden wurde. Der Vizekönig hat diesen Säbel dem Hofmudar als Ehrengeschenk überlassen. Dieses Schwert, welches ein Geschenk des früheren Vizekönigs Saïd Pascha an den König von Darfur sein soll, ist auf der ganzen Länge der Scheide mit Gold eingefaßt und der Griff mit einigen Duzenden sehr schöner Diamanten besetzt, von immensem Werthe, — ein wahres Cabinetstück.

Abends großartige Stadt-Illumination. Einer wollte den Anderen überbieten, und thatsächlich waren ganze Häuserfronten mit Lichtern und Flambeaux überschwemmt, auch das kleinste Zellahhäuschen trug einige Lampen über der Pforte. Der Pascha machte die Rundtour zu Pferde durch die Straßen, stieg da und dort einen Moment ab und wurde allenthalben enthusiastisch begrüßt. Die Beleuchtung dauerte drei Tage. — Seit her hören die Njumen (Abendfeste) nicht auf. Jeden Abend eine Einladung, und es ist noch gar nicht abzusehen, wann ein Ende wird, weil Jeder von den Wohlhabenden dem Pascha einen vergnügten Abend bereiten möchte. Zum Schlusse will der Pascha ein allgemeines Volksfest für die gesammte Einwohnerschaft im Freien veranstalten.

Der Pascha brachte aus Darfur 1000 Soldaten mit hierher, — 800 Furani und 200 Reguläre. Die dortige Einwohnerzahl schätzt der Pascha auf drei Millionen, während Dr. Nachtigal fünf Millionen aniebt. Klingende Münze circulirt unter den Eingebornen noch nicht; bei der Invasion vor zwei Jahren wurden aber 120 000 Maria-Theresien-Thaler von hier nach Darfur mitgenommen und es wird noch immer nachgeschickt. Nur der König erhielt gewöhnlich etwas Baargeld von den Dschellab. Die Administration ist vollständig geordnet und geregelt; das neue Königreich wurde in vier Mudirien getheilt: 1) Umshanga, im Osten, an der Grenze von Kordofan. 2) Fascher, im Centrum. 3) Dara, im Süden, und 4) Kabtabia, im Westen. Das Land soll sehr fruchtbar sein; es werden Weizen, Sura, Dohren, Simsim, Bohnen, Zul, Tabak, Melonen u. producirt; an Wasser ist keine Noth, bloß muß dasselbe in gewissen Orten zwei Stunden weit herbeigeht werden. Pferde, Kinder, Kleinvieh, Kameele und Wild sind in Menge vorhanden. Die Post ist so eingerichtet, daß die Depeschen von Fascher nach Chartum in zehn Tagen anlangen, was dem Kenner der Straßen und Distanzen wirklich wunderbar erscheinen muß. In Wäldern, und folglich auch an Holz ist kein Mangel. Die Besatzungstruppen in Darfur belaufen sich auf 10 000 Mann, theils reguläre, theils irreguläre.

II. 2.

Als Generalgouverneur der neuen Provinz wurde Hassan Pascha Helmi eingesetzt, mit der Residenz in Fascher, welcher alle vier Mudirien commandirt. Die wissenschaftliche Erforschung des Landes besorgen die beiden Expeditionen des ägyptischen Generalstabs unter Colonel Purdy und Commandant Prout. Von Darfur sowohl als von den Schilluk langen fortwährend Transporte mit Kriegsgefangenen oder Rekruten hier an, wodurch die hiesige Garnison auf 3000 Mann anwuchs.

Ich habe früher erwähnt, daß der Provicar, Don Comboni, die beabsichtigte Ansiedelung in Nuba wegen politischer Unruhen aufgeben mußte. Nach der Abreise des Monsignore nach Europa verfügte sich dessen Vertreter Don Pasquale Fiore neuerdings nach Kordofan, um abermals die Besetzung der Station Nuba zu versuchen. Am Punkte zum Ausbruch ließ der Mudir zwei Kameele zum Dienste der Regierung aus der Karavane wegführen und die Reise unterjagen. Don Pasquale wendete sich von Obeid an den Hofmudar mit der Anfrage, ob die Mission nicht eine Niederlassung in Darfur gründen dürfte, worauf keine Antwort erfolgte. Jetzt läßt der Pascha durchblicken, daß er eine Mission in Darfur nicht erlauben könne, weil die Eingeborenen mohamedanisch und überdies janatisch seien, und ihnen von anderen Religionen zu predigen nicht statthaft wäre.

Nach Berichten aus Lado ist Gordon abermals nach Kerri und Dufile abgereist, um mit dem Dampfer, welcher erst Ende April fertig wurde, in den See nach Magango einzufahren. Gessi ist seinerzeit mit zwei eisernen Segelbarcken an den See abgegangen, in Begleitung des Niam-Niam-Reisenden Piaggia, welchen Gordon engagirt hat und nach Magango beordern will.

Herr Lucas ist endlich auch flott geworden. Er hat seine Begleitung auf 40 Mann erhöht, und sein Schiff mit Dampfer schleppen lassen. Da Gordons Dampfboote in den Ghafal nicht einfahren, so muß Lucas auf Befehl des Bakils seine Barke bis Lado schleppen lassen, und von dort wieder nach Mischra el Nek zurückkehren. Lucas wird Schweinsfurths Route oder wenigstens die gleiche Richtung einschlagen.

Auch ein Deutscher, Dr. Schnizer aus preussisch Schlesien, welcher sich als Moslim von Constantinopel ausgiebt, und den Namen Emin Effendi führt, sowie ein französischer Maschinist, haben bei Gordon Bedienung gefunden und sind kürzlich nach Lado abgedampft.

Siber Pascha ist mit seinem Bataillon sammt Suite am 11. April nach Cairo aufgebrochen.

Der Naturforscher Dr. Zunker aus Petersburg ist in Begleitung des Herrn Kopp aus Stuttgart angekommen, verbringt die Regenzeit hier und will

dann nach Dafur vordringen; wenn es ihm nur nicht so ergeht, wie Herrn Maruo! Hansal.

Chartum, 25. October 1876. — Gordon Pascha ist heute Morgens in vortrefflichem Wohl- befinden hier eingetroffen und mit den gebührenden Ehren und Kanonensalven empfangen worden. Er hat die ungeheure Strecke von Magango nach Lado in 13, und von da nach Chartum in 11 Tagen zurückgelegt. Er benützt einen fünfmonatlichen Urlaub zur Reise nach Aegypten und Europa, wurde jedoch von höchster Stelle ersucht, sodann wieder die Verwaltung der Aequatorialprovinzen fortzuführen. In der Zwischenzeit wird seine Stelle der Commandant Prout Bey in Darfur vertreten. Mit Kabrega hatte Gordon einen kleinen Strauß zu bestehen, wobei zehn Schwarze getödtet wurden, während bei den diesseitigen Truppen nicht einmal eine Verwundung vorkam. In der Station Bor haben die Eingeborenen 28 Dongolani von der Besatzung einzelweise massacrirt.

Dr. Junker hat Gordon unweit von Kawa begegnet und Erlaubniß erhalten, in der Aequatorialprovinz ohne Bezahlung des Transportes zu reisen, wohin es ihm beliebt und möglich ist.

Dr. Emin Effendi (recte Dr. Schnitzler) schreibt mir aus Mruli vom 11. September: „Ich habe das Königreich Uganda, sowie Theile von Ujoga (?) und Unyoro gesehen, bei König Mtesa eine freundliche Aufnahme gefunden, und bin in seiner Hauptstadt 32 Tage verweilt, kleine Ausflüge nach dem See u. abgerechnet. Es ist ein interessantes Völkchen, das von Uganda mit seiner vorgeschrittenen Entwicklung, seinem despotischen Gouvernement und seinem Boden voll Bananemwäldern. Seine echt abyssinische (Gallas-) Abstammung ist meiner Idee nach ein nicht zu leugnendes Factum, und wer je einen Abyssinier und einen Bouaganga (?) gesehen, wird mir gewiß beistimmen. Mtesa selbst, ein Mann von circa 35 Jahren, von dunkelbrauner Hautfarbe, stets nach Art der reichen Araber von Zanzibar gekleidet, ist ein Individuum von reger Intelligenz, gutem Benehmen und entsprechendem Umgange. Leider kommt das Negerblut ebenso durch eine unerfättliche Habgier, eine unendliche Wandelbarkeit in seinen Entschlüssen, und einige

Vorliebe zur Lüge und Intrigue recht schroff zur Geltung. Er ist, wie alle diese Negerfürsten, ein Kind mit Tigerinstincten. Eigenthümlich ist seine Vorliebe für das Christenthum; sollte das eine Folge des abyssinischen Blutes sein, und meine Hypothese bestätigen? Er ist mir sehr zugethan gewesen, und will vom Gouvernement meine ständige Residenz bei ihm verlangen, eine schöne Hoffnung für mich! Freigebig ist er nicht, und Geschenke, ausgenommen Bananen, Ziegen u., giebt er nicht, empfängt sie jedoch mit Vorliebe, ebenso wie sein Volk, bei dem die überall beliebten Glasperlen (Sukfuk) beinahe werthlos sind. Man verlangt weißen Calicot (Debelan — richtig Madepotan), Seife, Tarbusch, rothe Schuhe, Kleider, Hemden u. und man giebt Sklaven oder Elfenbein. So hat sich auch dort eine kleine Colonie von Kaufleuten, Wahabiten aus Zanzibar, etablirt, deren Vorsteher, Hamed Ben Ibrahim aus Riad im Nedjd, beinahe täglich bei mir war. Sie können denken, wie interessant mir diese Conversationen waren und was ich Alles lernen und erfragen konnte. Meine Tagebücher füllen sich wie im Spiel, und wenn ich den letzten Theil meiner jetzigen Reise von hier über Masindi nach Magango, und dann über den See nach Dufile und Lado mit Gottes Hülfe glücklich vollende, so will ich mich in der Aula meiner Häuslichkeit fleißig an die Arbeit machen. Leider besitze ich nichts von Linants Briefen und Arbeiten, und habe die Briefe im Explorateur zwar gelesen, aber leider deren Inhalt vergessen, so daß ich nur auf mich angewiesen bin. Für meine zoologischen Publikationen habe ich in Dr. Koll in Frankfurt einen dankbaren Abnehmer und Drucker gefunden; hoffentlich finde ich auch für meine anderen schwachen Versuche ein Journal.“ —

Herr Geßi geht nächstens mit viermonatlichem Urlaub nach Europa; Herr Koffet wird ihn in- zwischen hier vertreten. Der vorbenannte Dr. Emin Effendi ist seiner ärztlichen Stellung enthoben und als Generalmagazineur für alle Gordon'schen Stab- ilimente ernannt worden. Morgen wird der arme Lucas in seinem traurigen Zustande des completen Irrensinn's unter sicherem Geleite nach Cairo ab- gehen.

Hansal.

(Schluß folgt.)



Die Slavisirung Oesterreichs

von Dr. Rainer v. Reinöhl.

(Schluß.)

Auch die dänische Sprache ist nicht gänzlich aus dem öffentlichen Verkehr ausgeschlossen worden, obwohl auch der dänischen Bevölkerung bei der Zurückeroberung Schlesiens die Option für Dänemark freigestellt wurde. In Finnland werden nur finnische Bürger zum Staatsdienste zugelassen, die Russen gelten als Ausländer und können nur in Fällen besonderer Noth, durch besondere Berufung zu solchen Aemtern gelangen; die finnische Sprache ist der schwedischen im gesammten öffentlichen Leben gleichgestellt. Der Verkehr der Behörden der Ostseeprovinzen mit der Bevölkerung sollte bis vor Kurzem nur in deutscher Sprache stattfinden. Thatsächlich wurde aber im amtlichen Verkehr mit der esthnischen und lettischen Landbevölkerung der Gebrauch der ortsüblichen Sprache zur Nothwendigkeit. Die Post- und Zollämter verkehrten nur mündlich in deutscher, schriftlich in russischer Sprache. Nach dem im October des Vorjahres erlassenen Regulative für die drei baltischen Gouvernements haben jedoch fortan nur mehr die Ortsbehörden die Geschäfte und Correspondenz mit einander in deutscher, aber auch in lettischer oder esthnischer Sprache zu führen. Treten sie dagegen in Beziehungen mit den übrigen Regierungsorganen der baltischen Gouvernements oder des Reiches überhaupt, so haben sie sich der russischen Sprache zu bedienen und von denselben auch Schreiben in dieser Sprache entgegenzunehmen. Denn die Amtssprache sämmtlicher nicht lokalen Behörden und Autoritäten der drei baltischen Gouvernements ist nunmehr ausschließlich die russische. Die Bestimmungen dieses Regulativs erwiesen sich aber in kurzer Zeit als undurchführbar, so daß eine Reihe von mildernden Abänderungen zu Gunsten der deutschen Sprache getroffen werden mußten.

Selbst im amtlichen Verkehr untereinander bedienen sich die Regierungen verschiedensprachlicher Cantone der eigenen Sprache. In Belgien ist dagegen die französische Sprache die innere Dienstsprache der Staatsämter; auch in Canada und in der Cap-Colonie wird die amtliche Correspondenz durch die englische Sprache allein vermittelt. In gleicher Weise wird in Elsaß-Lothringen an der deutschen Amtssprache festgehalten.

Wie auf dem Gebiete der Verwaltung in Bezug auf den Verkehr mit den Parteien und der Verkehr der Behörden untereinander ein deutlicher Unterschied in die Augen springt, so ist dies auf dem Gebiete der Gerichtsbarkeit mit der Sprache der unteren und oberen Gerichtshöfe der Fall; denn die ersteren verkehren unmittelbar mit dem Volke, die letzteren mit den Vertretern der Beklagten oder Rechtsuchenden, welche durchwegs der bei den oberen Instanzen üblichen Sprachen mächtig sind und sicher derselben mächtig sein sollen.

In den Schweizer Cantonen kann jeder Bürger in seiner Sprache Recht empfangen. Für Belgien trat mit 17. August 1873 das „Gesetz über die Anwendung der vlämischen Sprache in Strassachen“ in Kraft. Nach demselben hat in den vlämischen Provinzen und in dem gemischtsprachigen Gerichtssprengel Löwen vom ersten Erscheinen des Beschuldigten angefangen das Verfahren in vlämischer Sprache stattzufinden, wenn nicht der Angeschuldigte den Gebrauch der französischen Sprache verlangt; in gleicher Weise sind die Zeugen in vlämischer Sprache zu vernehmen. Die Nichtbeachtung dieser Bestimmungen zieht die Nichtigkeit des ganzen Verfahrens nach sich. Derselbe Grundsatz gilt für die Aufnahme des Sachverständigenbefunds und besonders für die Plaidoyers des Anklägers und Vertheidigers. Nur wenn zwei oder mehrere in dieselbe Strassache verflochtene Angeklagte nicht der gleichen Sprache mächtig sind, entscheidet der Richter über die zu verwendende Sprache; doch darf sich der Vertheidiger nur jener Sprache bedienen, für welche sich der Angeklagte entschieden hat. In Canada kann sich Jedermann bei allen gerichtlichen Plaidoyers, ferner in allen Streitfällen vor sämmtlichen Gerichtshöfen des Landes der englischen oder französischen Sprache bedienen; in der Cap-Colonie wird die holländische Sprache in den Gerichtshöfen nicht zugelassen. Für die Gerichte Ostindiens gelten im Allgemeinen dieselben Bestimmungen wie für die Verwaltung, sodaß also außerhalb der drei Hauptstädte des Landes die in der betreffenden Provinz heimische Sprache vor Gericht üblich ist; und zwar haben die betreffenden Behörden zu erklären, welche Sprache als die heimische in Gerichtssachen anzu-

sehen sei. Die Gerichtssprache in Elsaß-Lothringen wurde mit dem Gesetze vom 14. Juli 1871 geregelt. Nach demselben kann die mündliche Verhandlung vor den Handels- und Friedensgerichten, sowie in Polizei- und Zuchtpolizeisachen ohne Zuziehung eines Dolmetsch in französischer Sprache erfolgen, wenn sämtliche mitwirkenden und beteiligten Personen dieser Sprache mächtig, und Parteien, Zeugen oder Sachverständige der deutschen Sprache nicht kundig sind. Unter der gleichen Voraussetzung kann eine gerichtliche Vernehmung neben einer mündlichen Verhandlung oder außerhalb einer solchen in französischer Sprache ohne Beiziehung eines Dolmetsch stattfinden. Die Urtheilsausfertigung jedoch geschieht in deutscher Sprache, und für eine auf Verlangen der Parteien beizugebende Uebersetzung haben diese die Kosten zu entrichten. Bei den Friedensgerichten in Metz und einigen anderen im Gesetze namentlich angeführten Orten der Umgegend erfolgen gerichtliche Verhandlungen und Urtheile sowie Beurkundungen der Notare und Gerichtsvollzieher „bis auf Weiteres“ in französischer Sprache, wenn die dabei beteiligten und mitwirkenden Personen des Deutschen nicht mächtig sind.

Vor dem Schweizer Bundesgerichte, dem wie dem österreichischen Reichsgerichte die Wahrung der verfassungsmäßigen Rechte der einzelnen Staatsbürger- und Reichstheile obliegt, können sich Parteien, Anwälte und Richter jeder der drei Nationalsprachen bedienen. Daher ist bei der Wahl der Mitglieder des Bundesgerichts darauf Rücksicht zu nehmen, daß alle drei Nationalsprachen vertreten seien. Bei den Appellationsgerichten von Brüssel und Lüttich ist nur die französische Sprache zulässig, doch haben diese Gerichtshöfe für die notwendigen Uebersetzungen selbst Sorge zu tragen. In den oberen sowie in den obersten Gerichtshöfen der drei Hauptstädte Ostindiens findet sowohl die schriftliche als mündliche Vertretung in englischer Sprache statt. Im Verhör der eingeborenen Zeugen und bei Vorlesung der in einer der heimischen Sprachen abgefaßten Dokumente sind den Richtern Dolmetscher und Uebersetzer beigegeben. Abgesehen von den schon angeführten Uebergangsbestimmungen, welche den Bedürfnissen der französischsprachigen Bevölkerung Rechnung tragen, ist für Elsaß-Lothringen die deutsche Sprache Gerichtssprache; sie hat auch in der Justizverwaltung der Ostseeprovinzen bisher ausschließlich Geltung besessen.

Im Schulwesen ist überall der Grundsatz durchgedrungen, daß der erste Unterricht in der Muttersprache der Schüler zu ertheilen sei; dieser bedienen sich daher die öffentlichen Volksschulen fast durchgehends, so die Primärschulen der Schweiz und jene Belgiens seit jeher. Die vom Staate in der Provinz Quebec und einem Theile des gemischten

Gebietes von Ontario errichteten katholischen Volksschulen bedienen sich der französischen, die protestantischen der englischen Sprache als Unterrichtssprache. In den Ortschaften Indiens bestehen überall Schulen, in welchen der erste Unterricht in der distriktsüblichen Sprache ertheilt wird. Nur im Caplande herrscht für die öffentlichen Schulen jeder Kategorie ausschließlich die englische Sprache. Für die Volksschulen der Landestheile Lothringens mit französischer Bevölkerung wurde die französische Unterrichtssprache beibehalten. Die finnische Sprache ist der schwedischen als Unterrichtssprache sowohl in Bezug auf Volks- als Mittel-Schulen völlig gleichgestellt. In den Städten der Ostseeprovinzen herrscht fast durchwegs die deutsche Unterrichtssprache, in den Landschulen richtet sich die Unterrichtssprache je nach dem örtlichen Bedürfnisse und nach dem Willen der Stifter und Erhalter der Schulen; gewöhnlich freilich hatte auch in den Landschulen nur die deutsche Sprache Geltung. Reibungen zwischen der Regierung und den die Schulen erhaltenden deutschen Mittergutsbesitzern gehören nicht zu den Seltenheiten. Jüngst wurde das staatliche Aufsichtsrecht über die baltischen Volksschulen erweitert und verschärft, wodurch die Russifizierung derselben in ein schnelleres Tempo treten wird.

An den auf Staatskosten erhaltenen Mittel- und Hoch-Schulen weicht die Muttersprache fast allerorten der Amtssprache als Unterrichtssprache. Nur im Polytechnikum in Zürich, der einzigen vom Bunde erhaltenen nichtmilitairischen Schule, darf seit der im Jahre 1854 erfolgten Gründung dieser Anstalt der Unterricht „nach freier Wahl der angeestellten Lehrer in deutscher, französischer und italienischer Sprache ertheilt werden.“ Dagegen sind die belgischen Universitäten der vlämischen Sprache bis auf einen vlämischen Literatur-Curs wenigstens bisher noch vollständig verschlossen. Auch in den mittleren Lehranstalten des Landes ist die französische Sprache die eigentliche Unterrichtssprache; doch schreibt schon das im Jahre 1850 erlassene Unterrichtsgesetz eine ziemlich weitgehende Rücksicht auf die Erlernung der vlämischen Sprache und deren Verwendung in einigen Unterrichtsfächern vor. So ist an Anstalten vlämischer Orte der vlämische Vortrag für vlämische Sprache als Unterrichtsgegenstand vorgeschrieben; ferner verfügt der Lehrplan für die königlichen Athenäen (Ober-Gymnasien und Ober-Realschulen), daß die Professoren der Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften und Mathematik vlämischen Schülern den Unterricht möglichst in vlämischer Sprache ertheilen, oder doch wenigstens die Definitionen und Thatfachen in vlämischer Sprache klarstellen sollen. Für die Zukunft soll in den vlämischen Athenäen die

vlämische, deutsche und englische Sprache, sowie zwei andere Lehrgegenstände in vlämischer Sprache gelehrt werden; auch ist der Universität Gent eine Anstalt beigelegt worden, welche Professoren heranzubildet, die fähig sind, sich beim Unterrichte der vlämischen Sprache zu bedienen. In Indien besitzen alle bedeutenderen Ortschaften Schulen, in welchen die englische Sprache gelehrt wird, und ebenso, wenn auch in geringerer Zahl, Collegien, in denen jene höhere Ausbildung erlangt werden kann, welche der in englischen Hochschulen und Collegien zu erreichenden gleich ist. Für die mittleren und höheren Schulen in Elsaß-Lothringen gilt die deutsche Sprache als Unterrichtssprache; sie herrscht auch in den Mittelschulen der Ostsee-provinzen; nur die russische Sprache wird an denselben in russischer Sprache gelehrt. Russisch ist auch an einem in Riga für die russische Jugend bestehenden Gymnasium Unterrichtssprache; an der Universität in Dorpat und am Polytechnikum in Riga wird die russische Sprache und orthodoxe Theologie russisch vorgetragen, die übrigen Gegenstände in deutscher Sprache. Die finnische Sprache ist wegen Mangels an entsprechenden Lehrbüchern an der Universität zu Helsingfors nur auf die Lehrkanzeln für finnische Literatur und für Theologie beschränkt. Für die Russen giebt es in Finnland neun Volksschulen, ein Gymnasium und ein Pro-gymnasium mit russischer Unterrichtssprache.

Die Unterrichtssprache an den Privatschulen wird im Allgemeinen dem Bedürfnisse und dem Wunsche des Erhalters oder Stifters anheim gegeben. Unterstützungen erhalten dieselben vom Staate wohl auch dann, wenn sie als höhere Lehranstalten nicht der Pflege der Staatsprache gewidmet sind. So unterstützt und ermuntert die englische Regierung eine beträchtliche Zahl von Collegien Ostindiens, in welchen die morgenländischen Sprachen in besonderer Weise gepflegt und gelehrt werden. Für Universitäten, Collegien und Schulen privater Leitung in Canada kann die Unterrichtssprache mit Rücksicht auf das landesübliche Idiom nach Ermessen gewählt werden. In der Cap-Colonie bestehen Privatschulen mit holländischer Unterrichtssprache, auf welche kein Zwang in Bezug auf den Gebrauch der englischen Sprache geübt wird.

Von besonderer Bedeutung ist der Umstand, inwieweit in öffentlichen Schulen auf die Erlernung anderer Sprachen neben der als Unterrichtssprache dienenden Amtssprache Bedacht genommen wird. Dies ist in der Schweiz und Belgien der Fall. In den höheren Schulen aller Cantone, von den mit unseren Bürgerschulen auf gleicher Stufe stehenden Sekundärschulen angefangen, wird neben der Cantonsprache mindestens noch eine National-sprache obligat gelehrt, und zwar in den deutschen

Cantonen die französische (in Schwyz die italienische), in den französischen die deutsche und im italienischen Canton Tessin die französische Sprache. In Graubünden (44 Procent Deutsche, 41 Procent Ladinier, über 14 Procent Italiener, der Rest Franzosen) besteht sogar für die romanischen (ladinischen) und italienischen Volksschulen erster Ordnung die Vorschrift, womöglich auch deutschen Unterricht zu erteilen. In Belgien wird auch an den wallonischen Athenseen und Mittelschulen (écoles moyennes, unseren Untergymnasien und Unter-realschulen entsprechend) für die Erlernung der vlämischen Sprache gesorgt, ohne daß sie obligat ist; dies ist nur bei der gewerblichen Abtheilung der Athenseen der Fall.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß selbst in der Schweiz der Gebrauch der italienischen Sprache als der Sprache einer verhältnißmäßig kleinen Minderheit (5,5 Procent) gegen jenen der deutschen und der französischen Sprache in beiden gesegneten Körpern zurücktritt, ebenso wie beim Tritt von Gesetzentwürfen und Commissions-Berichten, deren Bekanntwerden doch auch höchst wichtig ist für das Urtheil der Bevölkerung über die Führung der Geschäfte, doppelt wichtig bei einem freien Volke. Die minderwerthige ladinische Sprache findet vollends nur eine beschränkte Duldung. Auch in Belgien behauptet die französische Sprache, als die officielle Sprache des Parlamentes, die Ursprache der Gesetze, die innere Dienstsprache der Aemter und weitaus überwiegende Unterrichtssprache der Mittel- und Hochschulen ein entschiedenes Uebergewicht über die vlämische Sprache, welche ihr eben durchaus nicht ebenbürtig ist. Weit stärker drückt sich das Verhältniß zwischen mehrwerthiger und minderwerthiger Sprache in den Ostseeprovinzen und der Cap-Colonie aus, für deren Einrichtungen freilich auch politische Erwägungen maßgebend waren. Aber auch in Canada, das eine nicht minder liberale Sprachübung als Belgien aufweist, weicht die französische Sprache der englischen als der inneren Dienstsprache der Aemter. Letztere gewinnt auch in Indien als Dienstsprache der oberen Gerichts- und Verwaltungsbehörden in den Mittelpunkt des Landes wie in der Schule größere Bedeutung als die heimischen Sprachen; und selbst unter diesen ging es nicht an, einfach die volle Gleichberechtigung zu verfügen. Im Elsaß sehen wir mit echt deutscher Duldung dem wirklichen Bedürfnisse jede schuldige Rechnung tragen, aber freilich wird durch principielle Feststellung des Deutschen als eigentlicher Amtssprache in allen Zweigen der Verwaltung der übermüthigen Heuchelei der Unkenntniß des Deutschen als Niegel vorgeschoben.

Die Sonderstellung, welche die Schweiz unter den übrigen europäischen Staaten einnimmt und

die eigenartige Militärverfassung derselben machte die Durchführung der sprachlichen Gleichberechtigung sogar in der Armee möglich. Für jeden Truppenkörper ist nämlich die betreffende Nationalsprache auch Commandosprache; natürlich wird dafür Sorge getragen, daß die einzelnen Truppenkörper aus Angehörigen derselben Nationalität bestehen. Dagegen

ist die Commandosprache der 10 finnischen Schützenbataillone, welche nur zur Vertheidigung des eigenen Landes verwendet werden dürfen, das Russische; jedoch stehen sie ausschließlich unter finnischen Offizieren. Für die finnischen Militärangelegenheiten besteht eine eigene, unter Leitung eines finnischen Offiziers stehende Abtheilung im russischen Kriegsministerium.

Angelica.

Nach dem Italienischen des De-Marchi

von

Woldemar Kaden.

Während der Schwurgerichtsperiode des vergangenen Jahres fanden in Como und trafen sich jeden Abend im Kaffeehaus „Zum Phönix“ ein Maler, genannt der Herr Lionello, der Marchese von Mozambico, ein leutseliger, aber etwas tief sinniger junger Mann, ein Getreidemäher aus Monza, genannt der Herr Giovanni, und ein Apotheker aus Brivio, dieser lang und dünn wie eine Spindel, die Seele voller Skrupel. Sie waren Geschworene in denselben Prozessen, aber die „Saison“, wie der Maler sagte, ging schlecht; außer einigen Messerräufereien, ein paar Raubanfälle, einigen Einbrüchen in Ställe, gab es wirklich gar nichts, was die Langeweile, sich in Como wie ein Hund an die Kette gebunden zu finden und fünf, sechs Stunden in einem von der Sonne durchglühten Saale zu sitzen, unterbrochen hätte.

Des Abends saßen sie gern beisammen, wenn auch zwischen der Redeweise des Malers und des Apothekers ein Unterschied bestand, wie zwischen der schwarzen Atlaskravatte des Herrn Marchese und dem Hängeknoten, der den Hals des Getreidemäher umschnürte. Sie tauschten ihre Meinungen über die Prozesse aus, auch darin, wenn sie nicht einig. Für den Maler waren alle Schelme Künstler; hätte man seinen Worten glauben dürfen, er würde an ihrer Stelle gerade so gehandelt haben; der Maler aber schalt auf die gottlosen Zeiten. Man müßte die Verbrecher die Schwere des Gesetzes fühlen lassen, das Nebel bei der Wurzel angreifen, alle vierzehn Tage ein paar, des guten Beispiels wegen, aufhängen. Der Marchese, in Betrachtung der Rauchwolken seiner Havanna vertieft, schwieg immer, und der Herr Paolino, der Apotheker, immer von Skrupeln geplagt, immer in Furcht zu irren, hörte jeden Morgen zwei Messen, um nicht Gefahr zu laufen, dem Zuchthaus vorzuenthalten, was dem Zuchthaus gehörte. Sie langweilten sich auf friedfertige Weise.

Während die Braven eines Abends um das Marmortischchen her saßen, plaudernd, rauchend — auch der Herr Paolino machte einen kaninchenhaft schüchternen Versuch —, schlug der Maler mit der flachen Hand auf den Tisch und rief:

„Ach, heute bin ich wirklich recht froh!“

„Welches Wunder!“ sagte lachend der Herr Giovanni. „Ich möcht's erleben, den Herrn Lionello einmal traurig zu sehen. Ihr Künstler seid doch glückliche Naturen!“

„Die Wahrheit zu gestehen, ich fing schon an mich zu langweilen; denn nach einer Woche, ausgefüllt mit Requisitorien, Vertheidigungsreden, Zeugenverhören und bei dieser Hitze, sehe ich, daß auch der Herr Marchese ein wenig an Langeweile zu leiden beginnt.“

Der Marchese, ganz dem Neft seiner Cigarre hingegeben, erhob mit schläfrig-schwachtendem Ausdruck die Augen zum Himmel.

„Nun, so erzählen Sie Ihr Glück,“ sagte der Maler.

„Rathen Sie, Herr Giovanni.“

„Das ist rasch errathen: ein galantes Abenteuer.“

„Kann sein! Ich habe hier in Como ein Modell entdeckt, ein Modell . . .“ und Lionello küßte sich die Fingerspitzen.

Der Herr Paolino, aus Furcht, jetzt möchten verhängliche Gespräche auf's Tapet kommen, fragte:

„Wie hieß doch gleich jener Schuster aus Misaglia, der damals . . .“

„Ach, was Sie jetzt mit Ihrem Schuster,“ brummte Herr Giovanni, „wir wollen den Maler hören.“

„Ist das Modell jung?“ fragte sanft der Marchese.

„Wer fragt bei einem schönen Weibe nach dem Alter? Die Schönheit ist ewig, nicht wahr, Herr Paolino?“

„Darauf verstehe ich mich nicht.“

„Es ist eine alte Bekanntschaft von mir; aber sonderbar, wenn man mir auch geschworen hätte, ich würde ihr begegnen, ich hatt' es nimmer geglaubt, denn . . . doch das ist ja wohl eine Geschichte, welche die Herren gar nicht interessirt.“

„Bitte, bitte, hören wir sie,“ rief der Maler, Lionello beim Arm fassend. Unser liebenswürdiger Marchese hat schon eine Flasche Balspolicella zugesagt.“

„Eine wunderbare Geschichte,“ fuhr mit lebhafter Begeisterung der Maler fort, „eine Geschichte wie aus einem Märchenbuch! Ei, wenn Sie dieses Modellchen sehen würden, diese Händchen, diese Füßchen . . .“

Der Herr Paolino wickelte sich in seine Zurückhaltung, wie in ein Mäntelchen.

„Vor drei Jahren, es war an einem prächtigen Maïmorgen, traf ich auf dem Dome zu Mailand eine reizend schöne Blondine.“

„Wirklich oben? Nun, da sehe man doch, wo diese Künstler fischen gehen!“ rief der Herr Giovanni laut lachend und auf dem Sopha hüpfend, daß auch Herr Paolino, der neben ihm saß, mit hüpfen mußte.

„Die Sache ging so zu. Ich malte im Auftrage eines französischen Reisenden die letzte Spitze mit der Madonna drauf und hatte eben meine Farbenschachtel geöffnet, als ich plötzlich einen leichten zierlichen Schritt höre, bis dicht hinter meinen Freistuhl. Ich wette, sagte ich zu mir, sie ist jung, sie ist schön, sie ist blond . . . ich wende den Kopf . . . alle Wetter!“

Bei diesem lauten Ausruf näherte sich auch der Advokat Melone, ein voller Schwarzbart, griesgrämisch wie das schlechte Wetter, in Como bekant wegen seiner politischen Wühlereien und seiner Stimme wegen, die durch das ewige Nagen an den Tyrannenketten ganz rauh geworden war.

„Ich habe blond gesagt?“ fuhr Lionello fort. „Ach was blond! Ihre Haare waren gesponnener Zucker, Honig von Bormio, Filigran, durchsichtig wie Bernstein . . .“

„Barmherzigkeit Gottes!“ rief der Maler und reizte auch den Apotheker zum Lachen, der noch immer in das Mäntelchen seiner Zurückhaltung gewickelt dasaß.

„Das Auge war schwarz, klein, aber tief, wie jenes der Rebhühner. Das Persönchen war in eine schottische Mantille gehüllt. „Entschuldigen Sie,“ — sie sprach es mit reizendem toskanischen Accente — „ich bin ein Weib und also neugierig.“ Dabei hob sie ein Perlmutterlorgnon an die Augen, um mein Bild zu beschauen. „Bitte, beschauen Sie es, doch üben Sie Nachsicht,“ jagte ich, indem ich aufstand und ihr meinen Stuhl anbot. „Ich danke, gern. Auch ich male, wissen Sie?““

„Selig, wer das Glück hat, Ihren Pinsel zu inspiciren!“ rief ich voll Begeisterung. Da brach die Heze in ein silbernes, aber böshaftes Gelächter aus und fuhr fort: „Ich male Thiere.“ — „Oh,“ fügte ich rasch hinzu, mich wie ein Kreisel drehend, „ich fühle so etwas wie Neid, Neid gegen . . .“ — „Gegen meinen Papagei,“ unterbrach sie mich, — „Sei es der Papagei,“ sagte ich, „ich will er gern sein, unter dem Beding, ein Stückchen Zuckerbrot aus Ihrer alabasternen Hand zu empfangen.““

„Es war wirklich ein herrlicher Morgen, von der Höhe des Domes aus überschaute man die ganze Kette der Alpen mit den grünen Vorhügeln; die Luft war so rein, daß man, ich übertreibe nicht, die Häuser, die Bäume, die auf den Bergen weidenden Schafe zählen konnte.“

Wiederum hüpfte der Maler vor Vergnügen auf dem Sopha, der Marchese lächelte melancholisch und der Advokat blies die Backen auf, als ob die Worte des Malers ihm im Magen geplatzt wären.

Lionello, immer besser gelaunt, fuhr fort:

„Ich habe ein bißchen Schilderung gemacht, denn der Rahmen hebt das Bild. Breitete über dieses Bild einen Himmel, tiefblau wie der Mantel Gott-Vaters und stellt die feine schöne Frauengestalt in die Mitte, die Euch mit ihrem Lorgnon anblickt und sagt mir, sagen Sie, Herr Advokat, ob ich nicht recht hatte, mich ein wenig zu verlieben?“

Der Advokat schnaubte wie eine Lokomotive, die sich in Bewegung setzt; der Herr Paolino war aber diesmal der Neugierigste, er fragte:

„Und dann?“

„Sie fragte mich: „Wollen Sie dieses Bild verkaufen?““

„Wenn wir über den Preis einig werden, gern. Aber wissen Sie, es ist theuer, sehr theuer . . .“

„Sie sah mir's an den Augen an, daß hinter meinen Worten der Schall lauerte.“

„Das heißt also, wir werden darüber sprechen,“ fügte sie hinzu. „Hier ist meine Adresse: Hôtel Cavour, Gräfin von Höhenheim.“

„Wie?“ fragte der Maler.

„Leider, das schöne Geschöpf hatte einen Namen, welcher der eines Storpions zu sein schien.“

„Ich bin im Begriffe, nach Deutschland zurückzukehren,“ sagte sie mit einem Seufzer, „zu meinem Gemahl, einem adligen Bankier; aber ich möchte ein Stückchen Italien, wenigstens gemalt, mit mir nehmen.“

„Darauf schaute sie sich um und rief mit einer süßen Flötenstimme: „Christian!“ Auf der letzten Stufe der Treppe erschien ein Mann, ein Diener, wie ich glaube, ein dicker rother Mensch wie ein Teufel. Sie gab ihm ein Zeichen, er ging voraus, sie folgte; noch einmal schaute sie mit einem

lächelnden Grusse nach mir zurück, dann verschwand sie. Ich lief nach der marmornen Balustrade, um sie die Wendeltreppe hinabsteigen zu sehen. Das Blond ihrer Haare tauchte auf und verschwand in den Windungen der weißen Stufen; immer tiefer sank es, verlor sich, kam wieder zum Vorschein und sah zuletzt aus wie ein goldner Stern auf einem Schneefeld. Die Gestalt ward kleiner, erschien wie ein Kind, wie eine Puppe, eine Erbsen, ein Nichts . . . es war wie ein Traum gewesen. Ich erhob die Augen zu der goldenen Madonna und dachte an die Feenwunder der Kindermärchen. Sie war verschwunden, aber in der Hand hielt ich ihre Visitenkarte, da stand es: »Gräfin Angelica von Höhenheim«, mit einer Krone darüber, und darunter, mit Bleistift: »Hôtel Cavour, 2 Uhr.«

»Sie sind natürlich hingegangen,« fragte rasch der Kornmakler, der anfing, sich zu belustigen. Die Cigarre des Marchese war verlöscht, der Apotheker hatte nachdenklich den Kopf in die Hand gestützt, während der Advokat schon längst einen Stuhl herangezogen hatte, auf dem er rücklings saß. Auf der andern Seite saßen vier oder sechs Personen tartsenspielend an einem Tisch. Die Besitzerin des Kaffees schlummerte hinter ihrem Marmorbuffet und Ginegro, der Kellner, spitzte neugierig die Ohren, auch ihn interessirte die Geschichte.

Lionello merkte, daß sein Abenteuer anspruch und fuhr fort:

»Sie sehen ein, daß es an diesem Morgen mit dem Arbeiten vorbei war. Als ich aber in mein Atelier zurückkehrte, fielen meine Augen auf eine große Leinwand, auf der ich seit fünf, sechs Monaten ein Bild entworfen, ohne je mit dem Entwurf zufrieden zu sein. Es sollte die Darstellung der Episode aus Ariost's Rasendem Roland werden, wo er von Angelica spricht, die an den Felsen gebunden . . . Sie kennen die Rolle, Herr Giovanni? . . . Nun, ich werde sie Ihnen erklären.« Er entwarf rasch eine Skizze auf dem Marmortische. »Sie müssen wissen, daß der große Ariost erzählt, wie die schöne Angelica, eine Dame aus den Zeiten Karls des Großen, zu ihrem Unglück in die Hände gewisser Seeräuber fiel, die sie an irgend ein Volk, ich erinnere mich des Namens nicht mehr, verkauften. Nun gab es in jenen Meeren ein Ungeheuer, das die schlechte Gewohnheit hatte, jeden Morgen zum Frühstück am Meeresufer ein schönes Mädchen zu verspeisen. Sehen Sie, Dies ist der Felsen, die Klippe, das ist das Meer, dies das Ungeheuer mit dem geöffnetem Rachen und einem drei Meter langen Schwanz . . .«

Während Lionello zeichnete, reckten Alle in höchster Neugierde den Hals über die Tafel, und Ginegro, der vor Verlangen, zu sehen, plakte, wünschte sich Beine und Hals einer Giraffe.

»So war die arme Angelica gebunden, so . . .«

»Ich verstehe,« rief der Makler aufhüpfend, »das Ungeheuer fraß sie ohne Federn.«

»Genau so:

„Dort war sie auf dem Felsen ausgehüllt —
Zum Fraß dem Unthier, an der Brandung Toesen,
Das schönste Weib, nach, wie sie auf die Welt
Gefommen war, — von den Erbarmungslosen.
Kein Schleier, der auf all die Netze fällt,
Die weißen Lilien und die rothen Rosen“

Der Herr Giovanni lachte vor Vergnügen und sagte:

»Das mag ein hübsches Buch sein, ich werd's lesen! Ach die Künstler, die Künstler!«

Herr Paolino aber blinzelte mit den Augen wie eine Katze, die in der Nähe zum Schlafen sich zu rechtgesetzt.

»Das also war die Idee meines Bildes. Seit sechs Monaten nun war ich auf der Suche nach meinem Vorbild, einem Ideal zwischen dem Melancholischen und dem Capriciösen, nach einem Unbestimmten, das mir vorstrebte wie ein Schatten, das mein Bild sieberhaft erregte, das mich, wie ich es nicht fand, erst zur Verzweiflung brachte. Ein glühender Durst nach«

»Gieb mir ein Glas Bier, Ginegro,« sagte der Makler, der an seinen Durst erinnert ward.

»Wie ich in mein Atelier trete, die Karte der Gräfin noch in der Hand, da fällt mirs wie Schuppen von den Augen: Angelica! Dies ist auch ihr Name! Das ist ja meine Angelica, die seit sechs Monaten gesuchte, die Verkörperung meines Ideals! Mein Ruhm! Mein Glück! Ich wurde vor Freude fast wahnsinnig und lief durch die Stadt, nur um die Zeit bis zwei Uhr heranzubringen. Als die Stunde an der Museumsuhr schlug, stürmte ich die Hötelstiege hinan. Nummer 45 wurde mir bezeichnet; ich klopfte an, es klang mir, als ob ich an meinen Sarg klopfte. Ich kann es nicht sagen, ob ich die Gräfin als das Ideal meiner Gedanken liebte, oder als ein schönes, lebendiges, wirkliches Weib: der Mensch und der Künstler mischten sich in mir und kamen mit einander ins Handgemenge wie betrunkene Eifersüchtige. Wissen Sie, was die Kunst ist, Marchese? Wissen Sie, was Liebe ist, Herr Paolino? Wissen Sie, was ein schönes Weib ist, Herr Giovanni? Wissen Sie, was siebenundzwanzig Jahre bedeuten, Advokat? Nun wohl: Kunst, Liebe, Schönheit, Jugend klopften vereint mit mir an jene Thür. Jener rothe Teufel öffnete.

»Sie ist da?« fragte ich.

»Einen Augenblick warten,« antwortete er.

Er ließ mich allein in einem einfachen Wohnzimmer. Rechts war eine Thür mit einem großen Sammetvorhang. Dahinter mußte sie sein. Nach fünf Minuten, die mir eine Ewigkeit schienen, kam der Teufel wieder und sagte:

„Sie können hereintreten.“
 „Die Gräfin erwartete mich, eben einen Brief vollendend, an einem Tischchen sitzend; sie grüßte mit einem lieblichen Lächeln und deutete mit der Hand auf einen Stuhl. Ich hatte Zeit, ihr Haar zu betrachten, es war von einer geschmeidigen Weiche und erschien unter dem leichten Anflug von Puder, wie, ja selbst wie der Schaum des Bieres hier.“

„Nicht übel,“ sagte der Matler und nahm hastig einen großen Schluck.

„Also Sie verkaufen mir Ihr Bild,“ sprach sie, ohne die Augen vom Papier zu erheben. Ich antwortete nicht. — „Sie verkaufen es?“ — „Bezeichnen Sie, Gräfin,“ begann ich stotternd — „ich habe gesagt, daß ich es verkaufen würde, doch nur unter besonderen Bedingungen. Darf ich sprechen?“ — „Hüten Sie sich, eine Dummheit zu sagen,“ sagte sie mit einer stolzen Kopfbewegung. „Ich bin bereit, mein Bild um nichts abzutreten, wenn Sie sich das Ihre stehlen lassen. Es gleicht dies vollkommen einem künstlerischen Ideal, das die Dual meiner Jugend war; es mag eine Thorheit sein, aber, glauben Sie mir, eine von jenen, die uns mit zwanzig Jahren Schlaf und Appetit rauben. So ging es weiter; immer im Tone verliebter Schwach-

heit erzählte ich ihr die Geschichte der Angelica meines Bildes. Ihre Augen leuchteten, sie wurde nachdenklich, preßte die Lippen zusammen, wie um eine gewaltige Leidenschaft niederzukämpfen . . . endlich konnte sie die Thränen nicht mehr zurückhalten, sie flossen die Wangen herab und unter Thränen erzählte sie mir ihre Geschichte, aus der ich nur das Eine heraushörte, daß der gräßliche Bankier jenem Ariost'schen Meerungethüm gleichen mußte. Meine Phantasie malte ihn sich aber mit einem faustdicken Bauche, einer dicken, schwammigen

Nase, ungefähr so . . .“ — und Lionello entwarf die Karrikatur des Grafen auf dem Tische: einen Kellnerbackenbart, goldene Brille, einen Höder zwischen den Schultern.

„Genau so!“ rief Herr Giovanni aus, als ob er ihn schon als Knaben gekannt.

„So stellte ich mir ihn vor und es war mir, während ich das bleiche Gesicht der Gräfin schaute, als ob eine raue Hand nach meinem Herzen taste, mich zu erwürgen wie eine junge Taube. Ich haßte diesen Deutschen mit dem ganzen Stolz eines italienischen Künstlers, dem die Sonne des Capitols geleuchtet.

„Gräfin!“ rief ich, „wenn Gott mir gäbe, eine dieser Thränen zu trocknen, so weiß er, daß ich mein Leben dafür opfern würde!“ Ich war nahe daran, ihr zu Füßen zu fallen, als sie plötzlich halblaut nach Christian rief.

„Ein Augenblick des Schweigens folgte. Ich zog mich in die Fensternische zurück. Christian hatte den Ruf nicht gehört, die Gräfin aber traute nicht. Als sie sich sicher glaubte, stand sie auf, trat auf mich zu, legte die Hand auf meinen Arm und flüsterte: „Still, ich werde beobachten.“

„Mein Herz stieß einen Freudenschrei aus, ich faßte die kleine Hand, führte sie an die Lippen

und rief dreimal: „Gräfin! Gräfin! Gräfin!“ Da wurden die Tritte des Teufels vernehmbar, sie drückte in Eile meine Hand und sagte: „Auf morgen früh, um sieben Uhr!“ — „Hier?“ — „Hier. Schicken Sie mir heute noch ihre Bilder.“ — „Gräfin!“ „Addio! . . . auf Wiedersehen!“ Sie entfloh, fast im Lauffschritt und verschwand hinter einem andern blauen Sammetvorhang wie eine Schaumflode im Meer, wie ein weißes Wölkchen am Himmel, dabei ließ sie ihr duftendes Spizentäschentuch fallen, das ich aufnahm und am Busen barg. Wie ich damals



Eichhörnchen. Originalzeichnung von H. Griefe.

nach Hause kam, ich weiß es nicht, ich war außer mir vor Entzücken. Ich hatte meine, meine Angelica gefunden! Gegen Abend sandte ich einige meiner Bilder in's Hotel und dann lief ich mich ein paar Stunden lang müde, um wieder zu mir selbst zu kommen und nicht den tausend wachen Träumen zu erliegen." —

Während Lionello so sprach, war der Marcheje aus seiner gewöhnlichen Lethargie erwacht, seine Augen hatten sich mit einem eigenen Feuer belebt; der Herr Paolino nagte eifrig an seinem Daumen; der Advokat sperre die Augen auf, Herr Giovanni den Mund, als säße er einem Zauberer gegenüber. Das Ideal, das ihn zum erstenmal umflatterte, suchte ihm durch das dicke Mätkerfell zu dringen. Wenn der gute Mann an seine „Legitime“ in Monza dachte, so schien sie ihm zu einer plumpen Masse geworden, zu einem wahren Fleischbündel im Vergleich mit dieser himmlischen Angelica, die der Maler auf den Tisch gezeichnet. Der Herr Paolino war innerlich vergnügt, sein Herz noch zur Verfügung zu haben.

Lionello fuhr fort: „Um zwei Uhr morgens sprang ich aus dem Bett, es war mir unmöglich länger zu liegen, und setzte mich an's Fenster. Eine zauberische Nacht! Die Luft, erfüllt von Blumen- und wehete so weich und wonnig; ein leichter Regen war vorübergezogen und man hörte jetzt wie flüsterndes Wispern die Tropfen von den Gartenbäumen fallen. Die Sonne wollte nicht kommen, es war, als sollte die Welt in dieser Nacht sich sanft auflösen wie ein Stück Eis in ruhigem Wasser. Endlich, endlich krächte der Hahn meiner Hausfrau (Lionello erhob Hals und Stimme): Kikerikih...!“

Alle sahen einander lächelnd an; die Gäste von drüben, die zu spielen aufgehört, traten bei dem lauten Kikerikih näher.

„Und dann begann, wie immer am Frühmorgen in den Zweigen ein lustiges Tschip-tschip-tschip, hier und da, die Spazierer erwachten, und dann, von drüben herüber, aus dem Hofe eines großen schwarzen Palastes, wieder ein Kikerikih!“ Lionello verstand es ganz wunderbar, den Hahn nachzuahmen.

„Kikerikih!“ krächte jetzt, angesteckt von der allgemeinen Fröhlichkeit, auch der Herr Giovanni. „Ach, die Künstler,“ rief er lachend, „die könnten selbst die armen Todten zum Lachen bringen.“

„Die Sterne wurden bleicher und bleicher; die Luft durchlief bereits ein Hauch Lichtes, der vielleicht den Hähnen und Spazierern die Federn erwärmte. Kikerikih...!“

„Kikerikih!“ schrie jetzt sogar der Apotheker und ließ seinerseits den Maler auf dem Sopha emporhüpfen.

Alles gerieth in ausgelassene Lustigkeit, bis auf

den Advokaten Melone, der quer in der Kehle ein Tyrannenscepter stecken hatte. Lionello fuhr fort:

„Ich trat aus dem Hause, als es eben vier schlug. Angelica hatte mir die siebente Stunde angegegeben, ich hatte also drei Stunden Wartezeit vor mir. Ich fror und trat in ein Kaffee, mir an einem Gläschen Rum Wärme und Muth zu trinken; dann ging ich spazieren, plan- und ziellos durch die Gassen. Auch am Hotel kam ich vorüber und erhob die Augen zu ihrem Balkon, die Fensterscheiben glänzten schon vom ersten Morgengolde. Auf der St. Bartholomäus-Kirche schlug's sechs. Die Stadt begann langsam zu erwachen, viel zu langsam für meine Ungeduld. Ach, es war ja nicht das erste Mal gewesen, daß ein blondes Mädchen mich Auf Wiedersehen zugerufen, aber keine war je so blond wie die schöne Angelica, keine hatte diese Augen, keine war Gräfin, wie sie; denn, lassen Sie mich's sagen, und Sie, Herr Advokat, schließen Sie die Ohren, man kann in Allem demokratisch sein, auch bei Tische, aber die Liebe kommt von den Göttern und zieht vor, eher nacht zu gehen, als schlecht gekleidet. Es schlug sieben!“

„Ah!“ athmete der Maler auf und rückte dichter an den Tisch.

„Ich zögere nicht länger, gehe direkt in's Hotel und frage den Portier, der eben meine Schuhe wachte, ob die Gräfin von Höhenheim... er ließ mich nicht ausreden und fragte: »Sind Sie der Maler?« — »Ja.« — »Treten Sie ein.« Drinnen herrschte noch eine halbe Dunkelheit, links und rechts öffneten sich lange Gänge, in denen es nach Betten und Kissen roch; vor den Thüren standen paarweise Stiefel, Schuhe und Schühlein zum Verlieben. Im zweiten Stock nenne ich einer Frau in weißer Haube, so gut ich ihn hervorbrachte, den Namen der Gräfin von Höhenheim. Auch sie fragt: »Sind Sie der Maler?« — »Ja.« — »Die Bilder sind hier, auch ein Brief für Sie ist dabei.« Ich folgte ihr in einen kleinen Saal, wo auf einem Divan zwei meiner Bilder standen; es fehlten eine „Karthause“, ein „Bauernhof“ und ein „Nebengang im Sonnenschein“, welche die Gräfin, wie mir jene Frau sagte, schon nach Deutschland geschickt hatte.

„Und sie?“ fragten zwei, drei Stimmen um den Tisch her.

„Ich fragte die in der Haube: »Die Frau Gräfin ist vielleicht abgereist?«“

„Zawohl, mein Herr, diese Nacht.“

„Oh, oh!“ brachte der Herr Giovanni fast seufzend hervor.

„Wirklich abgereist?“ fragte ich noch einmal, doch der Brief mußte mir das Räthsel ja lösen.

„Ich werde die Bilder abholen lassen“ und stürzte dann die Treppe hinunter. Ein gewaltiger Horn hatte mich erfaßt! Und wenn der Brief in Deutsch

geschrieben wäre? O die Weiber sind jedes Verbrechens fähig. Ich suchte einen einsamen Ort, meinen Brief zu lesen, ich mußte lange laufen, aus allen Fenstern schien man meiner Schmach aufzulauern. Endlich fand ich bei dem Teich eine leere Bank. Auf der Adresse stand nichts, als »An den Herrn Maler.« Das Couvert war versiegelt und trug unter einer großen Krone zwei reichverzierte Buchstaben. Ich öffne es und lese“

„Sinegro,“ sagte Herr Paolino, „mach’ die Thüre zu.“

„Mir noch ein Glas Bier,“ fügte Herr Giovanni hinzu.

„Und mir einen Cognac,“ der Marchese.

Der Advokat Melone ritt auf seinem Stuhle ganz dicht heran.

„Herr Maler,“ sagte der Brief, „ich bin abgereist, weil ich glaube, hier läßt sich kein passender Felsen zur Darstellung der Angelica finden; mein Ungeheuer sieht und bewacht mich. Dennoch erkläre ich mich als Ihre Schuldnerin binnen zwei Tagen im Hôtel Pallanza, Lago Maggiore. Schweigen!“ Jetzt hieß es nicht mehr, Lustschlösser bauen! Gräfin oder nicht, meine Bilder sollte sie mir bezahlen. Wollte die schöne Angelica Schabernack mit mir treiben, so weiß ich nicht, wer das Spiel besser gewonnen hätte, denn am Ende aller Enden hätte ich sie können arretiren lassen.

„Ich ging nach dem Hôtel zurück und traf im Bureau einen behäbigen Alten, dem erzählte ich mein Abenteuer, um wo möglich etwas Näheres über die Gräfin von Höchenheim zu erfahren. — »Gräfin, pour ainsi dire,“ sagte lächelnd der Alte. »Es ist das drittemal, daß sie durch Mailand kommt; das erstemal nannte sie sich »Marquise Le Veuf« und sprach französisch. Sehen Sie hier im Register: »15. October 1880; Marquise Le Veuf«, ich habe ein Fragezeichen daneben gemacht. Das zweitemal kam sie mit ihrem Gatten: Fragezeichen, und hieß »Madame Pauloff«. Der Alte lachte herzlich. »Bezahlte sie denn wenigstens ihre Rechnungen?“ fragte ich. — »Pünktlich und giebt reichlich Trinkgelder.« — »Ihr Gepäck, wissen Sie vielleicht, wurde nach dem Hôtel Pallanza, Lago Maggiore, expedirt?“ — »Stimmt!« — »Gehorsamer Diener.«“

„Etwas beruhigter ging ich weg und unterwegs dachte ich: Gräfin oder nicht, es bleibt immerhin eine anbetungswürdige Angelica und auch Stuggiero, als er jene andre vom Felsen befreien wollte, fragte nicht erst nach ihren Adelstiteln . . . Ich gestehe Ihnen, liebe Freunde, wenn es zuvor Regen war, so wurde es jetzt Sturm. Die Entfernung, die List, das Geheimniß, jener See, die Flucht, das Versteckenspiel, die Liebe, die Furcht, die tolle Laune: Alles trug bei, die blonde Angelica, die Zauberin, die vagabundirende Gräfin, mit einem Reiz zu um-

geben, der mich geradezu hinriß. Ich war nahe daran, verrückt zu werden. Was soll ich sagen? Ich sah mich bereits im zitternden Lichte des Mondes in einer Gondel auf den schlafenden Wellen, während von ferne herüber Guitarrren- und Mandolinentöne rauschten. Ich möchte hin! Von einem Freunde ließ ich mir so ein Hundert Lire vorschießen, werfe mich in meine Sonntagskleider, eile die Treppe hinab, während mir das Herz klopft wie einem Gymnasiasten, der mit seiner schönen Cousine zum erstenmal eine Gondel besteigt. Ich stecke aber vorher den Kopf in mein Atelier, meinem Burschen einige Weisungen zu geben, und der — Fluch auch über ihn! — überreicht mir einen großen Brief mit drei Siegeln. »Was ist das?“ — »Ein Mann mit silbernen Knöpfen hat ihn gebracht.« — Ich reiße ihn auf, lese . . . verdammtes Geschick! Es war die Anzeige vom Tribunal, daß mein Name mit den Geschworenen ausgelooft war, und daß ich unverzüglich, bei allen möglichen Strafandrohungen, wenn ich nur Einen Tag zögerte, abzureisen hätte, nicht nach dem Lago Maggiore, wo mich meine Angelica erwartete, sondern nach dieser schönen Stadt hier, um das reizende Metier eines Geschworenen zu treiben.“

„Aber liebten Sie die Gräfin nichts wissen?“

„Ich schickte eine Depesche an sie: »Als Geschworener ausgelooft, muß nach Como. Addio.«“

„Antwortete sie?“

„Zehn Tage lang blieb ich ohne jede Nachricht; schon hatte mein Herz angefangen, sich zu beruhigen, als vor drei Tagen, wie ich aus dem Sitzungssaal kam, ein Portier mir ein Zeichen giebt und mir ein Billet überreicht . . . ich muß es bei mir haben . . . es thut nichts; es war eine Visitenkarte der Gräfin von Höchenheim . . .“

„War sie es?“ riefen zwei, drei Stimmen.

„Sie war’s, das heißt für’s Erste nur ihre Karte. Hoch hüpfte mein Herz empor, meine Augen füllten vor Freude sich mit Thränen.“

„Sie war expreß nach Como gekommen?“

„Expresß für mich.“

„Und gab Ihnen ein Stelldichein?“

„Wohnt sie im Hôtel?“ fragte der Marchese mit gleichgültigem Tone, als ob ihm wenig daran läge, es zu wissen.

„Pardon, Marchese, aber das ist mein Geheimniß,“ antwortete lächelnd der Maler.

Der Marchese verzog den Mund ein wenig.

„Und bezahlte sie Ihnen wenigstens die Bilder?“ fragte Herr Paolino.

„Wie keine Fürstin sie besser bezahlt hätte.“

„Ah!“ rief der Maler und kratzte sich hinter den Ohren.

„Und sie schickte sich darein, die Angelica vorzustellen?“

„Deswegen war sie ja gekommen.“

„Mit den Federn?“ fragte der Maler und ließ den Herrn Paolino emporspringen.

„Kann man das Bild nicht sehen?“ fragten Mehrere zugleich.

„Bis jetzt ist es kaum skizziert; in drei, vier Tagen hoffe ich genug zu haben, um den ganzen Winter daran zu arbeiten. Ach, könnten Sie jenes reizende Geschöpf sehen, mit Ketten an den Felsen gebunden, erschreckt, die Augen starr auf die bewegten Wellen geheftet, die Hände hinter dem Rücken! Oh, sie ist eine große Künstlerin und weiß den Schmerz der Furcht, der Bestürzung gar trefflich Ausdruck zu geben. Könnten Sie sie sehen, Sie würden sagen, daß Lionello recht hat, sein Geheimniß zu hüten.“ Dabei warf er einen lächelnden Seitenblick auf den Marchese, der etwas kurz antwortete:

„Wir haben verstanden.“

„Ach was, erzürnen Sie sich nicht, Marchese. Das Bild kann ich Ihnen für jetzt noch nicht zeigen, aber morgen wird die Gräfin zur Verhandlung kommen und Sie Alle werden sie sehen.“

„Sie wird zur Verhandlung kommen?“ rief es im Chöre. „Die Gräfin? wirklich?“ Die armen Herren Geschworenen, denen es nicht möglich schien, die Monotonie der langen via crucis durch ein Abenteuer zu unterbrechen, lebten bei dieser Nachricht auf.

„Zum Teufel!“ rief der Herr Giovanni, „da werde ich eine Brille aufsetzen.“

„Wird sie auf den reservirten Plätzen sitzen?“

„Gewiß, ich selbst habe ihr die Karte gegeben.“

„Sehr gut! Vortrefflich! So haben wir sie ganz in der Nähe, zwei Schritt entfernt.“

„Wen?“ fragte ein gewisser Professor der griechischen Sprache, ebenfalls Geschworener, der, spät gekommen, die Geschichte nicht verstanden hatte.

„Sie werden sehen, Professor, werden sehen!“

„Und jetzt eine Flasche her,“ befahl Herr Giovanni, „ich zahle. Auf die Gesundheit aller schönen Frauen und der schönen Narren, so lange es deren giebt.“

„Bravo! Es lebe der Herr Giovanni!“ riefen Alle, der Marchese ausgenommen. Viele Gläser wurden geleert und erst nach Mitternacht ging man nach Hause zum Schlafen.

Der Marchese sagte sein „Gute Nacht“ in sehr kühler Weise und trat zuerst hinaus, gefolgt von Herrn Paolino, der ihm gern ein wenig den Hof machte.

„Der hat ja wollen recht geheimnißvoll thun?“ begann der Marchese, „als ob diese irrenden Göttinnen schwerer zu finden, als zu verlieren seien. Kein Mensch hatte ihn gebeten, noch bezahlt, uns seinen Firtelanz zu erzählen.“

„Sie haben tausendmal recht. Will man nicht, daß die Leute gewisse Dinge erfahren, so schweige

man. Uebrigens ist es des Schlossers Geheimniß, Herr Marchese. Alle wissen, wo der Maler wohnt und wo er für die Dauer des Aufenthaltes in Como eine Art Atelier eingerichtet hat, und wer Lust hätte, um sozusagen, auf Entdeckungen auszugehen, brauchte keine Reise um die Welt zu machen.“

„Ich weiß wohl,“ antwortete der Marchese, der in Wahrheit nichts wußte, der aber klar sehen wollte. „Wohnt er nicht in jenem grünen Häuschen da unten . . . da unten . . .?“

„Im Borgovico, wohl, Marchese, aber eigentlich grün ist das Häuschen nicht.“

„Hat es nicht einen Vorplatz?“

„Weiter hierher, etwa dreißig Schritte vom Plätzchen. Erst kommt ein Gitterwerk, dann ein Schmied, dann eine zweistöckige Villa mit dreieckigem Giebel, zwei Gypsbüsten darauf.“

„Ich weiß, ich weiß, einer meiner Freunde wohnt da,“ sagte der Marchese, zufrieden eine Entdeckung gemacht zu haben, ohne sich zu verrathen.

Am Hafenplatz trennten sie sich. Aber kaum ist der Andere um die Ecke, als der Marchese den Weg nach dem Borgovico einschlägt. Tiefes Schweigen; in der Stadt schläft schon Alles, nur der bleiche Mondschein nachwandelt durch die Gassen und über die träumenden Villen hin. Der Marchese, ein unbestimmtes Sehnen im Herzen, gemischt mit einem gewissen Groll gegen den Maler, wanderte dahin, wie von einem geheimnißvollen Zauber angezogen. Der Maler — er beneidete ihn, er hatte wollen mit ihm Streit anfangen; er war zu freundlich gegen ihn gewesen, er müßte ihm schroff begegnen. . . . Da war endlich das Gitterwerk, der Schmied und die zweistöckige Villa. Alle Fenster derselben waren geschlossen bis auf zwei im ersten Stock, von denen ein schwaches zitterndes Licht ausging; auf dem Sims des einen stand ein Glas mit einer Vase darin. Dort, dachte der Marchese, wo die Rose unterm Mondschein blüht, muß die schöne Angelica wohnen. . . .

Der Maler begleitete den Herrn Giovanni bis zur Locanda della Lepre, wo der Maler sein Bett hatte. Sie leerten noch ein Fläschchen aus dem Stegreif auf der Vortreppe der Locanda und schieden dann mit herzlicher „Gute Nacht“.

„Ein schöner Tollkopf,“ dachte der Maler, während er die Treppe hinaufstieg. „Ich bin doch begierig, das achte Weltwunder zu sehen.“ Und während er unter die Decke kroch, meinte er, es wäre im Grunde nicht nöthig, Maler zu sein, um ein schönes Weib zu lieben. Ganz zuletzt erst dachte er an seine „Legitime“.

Der Herr Paolino war beim Nachtgebet, aber ihm passirte heute etwas Menschliches: er stockte im Salvo regina, konnte das Ende nicht finden, fing wieder von vorne an, verwirrte auf's Neue

sich in dem Labyrinth der lateinischen Worte, daß er voll tiefer Reue zum Amen eilen mußte. Erst gegen zwei Uhr fand er den Schlaf und dann träumte er von

„den weißen Lilien mit den rothen Rosen.“

Der Marchese schritt im Schatten des Baumgangs auf und ab; endlich sah er im hellen Mondschein den Maler daherkommen, der lustig in die Nacht hineinsah. Der Marchese barg sich hinter einen Akazienbaum und wagte kaum zu athmen. . .

Der Maler klatschte in die Hände. Das Licht im Zimmer droben, ward heller, es bewegte sich. Ein großer Schatten erhob sich. Der Marchese wollte sehen, wer das wäre, benutzte den Moment, wo Lionello den Schlüssel aufhob und that zwei, drei Schritte, leicht wie eine Kage, nach vorn. . . dabei stieß er aber mit dem Fuße an eine leere Sardellenbüchse, die dorthin sich verirrt hatte; das Klappern des Blechs bewirkte, daß der Maler sich umschaute. Der Marchese erschrak anfangs heftig, als Spion ertappt zu sein; dann aber raffte er seinen Stolz zusammen und nahm, die Arme über der Brust gekrenzt, eine herausfordernde Stellung an. Der Maler, ehe er in der Thüre verschwand, konnte sich nicht enthalten, auszurufen: „Oh schön! schön!“ Dann schlug er die Thür mit einem lauten Krach zu.

Der Marchese biß sich auf die Lippen und lehrte nach Hause, beschämt über die Demüthigung, die fast die Nervosität des Zornes und der Eifersucht annahm. Wenn der Maler ihn lächerlich machte? Der Lächerlichkeit wäre immerhin eine Herausforderung vorzuziehen, und müßte sie vom Zaune gebrochen werden.

* * *

Andern Tages saßen die Herren Geschworenen wie gewöhnlich im VerhandlungsSaale, ein jeder an seinem Platze, aber man merkte gar wohl, daß irgend etwas Ungewöhnliches sich vorbereitete. Der Marchese, etwas bleich und finster, war zuletzt eingetreten und hatte den Maler keines Grußes gewürdigt. Das war bemerkt worden, und Herr Giovanni äußerte sich zum Professor des Griechischen: es sei ein Gewitter in der Luft.

Lionello, muthwillig und munter wie immer, brachte durch seine Bemerkungen den Herrn Giovanni des öftern zum Lachen. Der Marchese, in der Meinung, er werde von dem Maler verspottet, wurde immer aufgeregter.

Die Verhandlung bot keinerlei Interesse. Der Advokat Melone hatte einen Barcajol vom See zu verteidigen, der aus Eifersucht einen Douanier mit dem Messer bedroht hatte. Er that es zerstreut, denn seine Augen schweiften ohne Aufhören nach den reservirten Plätzen, wo ja heute die schöne

blonde Gräfin erscheinen sollte. Auf diese concentrirte sich die Aufmerksamkeit Aller. Noch war sie nicht erschienen, aber so oft eine Thüre ging, wanden sich die Augen der Geschworenen dorthin, so daß sie heute wie eine Gesellschaft von Wendehälften erschienen.

Eben knarrte sie auf's neue. Alle wandten sich. Es war ein Geistlicher.

„Der Staatsanwalt,“ donnerte der Advokat, mit der Faust auf den Tisch schlagend, „der Staatsanwalt will mir mit seiner gewohnten Feierlichkeit da sagen . . .“

Wieder knarrten die Angeln und der Portier nahm einer Person die Karte ab, die man der geöffneten Thür wegen nicht sehen konnte. Alle Geschworenen, mit Ausnahme des Marchese, der da anfang, die Sache zu ernst zu nehmen, drehten den Kopf, und der Advokat wiederholte . . . „mit seiner gewohnten Feierlichkeit . . . mit seiner gewohnten“ . . . (auch er hatte die Augen nach dem Eingange gerichtet) . . . „will mir sagen“ — er hatte den Faden verloren.

Ginepro, der Kellner, trat ein.

„Auch er!“ sagte Lionello, aber nicht leise genug, als daß der Marchese es nicht gehört hätte. Die Wetterwolke war zum Zerplatzen mit Elektrizität geladen. Unter den übrigen Geschworenen, die der Erzählung des Malers nicht beigewohnt, hatte sich indessen das Gerücht verbreitet, daß eine Geliebte des Marchese der Sitzung beiwohnen wollte. Durch diese wurde, ohne Willen des Malers, die Spitze der allgemeinen Lustigkeit gegen den Marchese gerichtet, der in Lionello einen Rivalen haben sollte und nun vor Eifersucht verginge.

Die Thür knarrt . . . Der Kaffeehausbesitzer tritt herein. Auch er. Lionello kann sich nicht halten, er plagt heraus, so daß der Präsident zum Ernst ermahnt.

Der Marchese aber erbleichte; seine starren Augen blickten in einem unheimlichen Lichte. Man sah einen Menschen, der, bitter beleidigt, entschlossen war, ein Ende zu machen. —

Aus einer Tasche des Herrn Paolino schaute der Rand eines Buches. Er merkte nicht, wie eine leichte Hand es ihm entwendete. Lionello nahm es, es war ganz neu, erst in einigen Seiten aufgeschnitten: ein „Rasender Roland“ mit Illustrationen.

„Der Herr Paolino liest obscene Bücher,“ flüsterte Lionello dem Maler zu, während der Advokat Montesquieu und seinen Freund Mancini citirte.

„Bravo, Herr Paolino!“ sagte leise der Maler im Tone des Vorwurfs.

„Bravo, Herr Paolino!“ sagten auch verschiedene Andere.

Das Buch glitt von Hand zu Hand; der Professor des Griechischen gab es dem Marchese, der schlug es zerstreut auf und las durch bösen Zufall:

„Oh Graf Orlando, König von Cirassien,
Was nützt Euch doch nun Eure große Tugend!“

Und noch einmal öffnete sich die Thür, man hört eine sanfte Frauenstimme mit dem Portier unterhandeln. Alles lauscht. Der Advokat ist bei den Worten angekommen: „seine Evolutionen,“ und verliert den Faden noch einmal. Guter Gott, man hört weinen . . . ein weibliches Wesen tritt ein, ein schönes Mädchen von achtzehn Jahren mit röthlichblonden Haaren. Es war nicht die Gräfin.

„Wer ist's?“

„Die junge Gärtnerin, die Geliebte des Barcajols. Das Herz des Marchese pochte heftig, jedes Lächeln des Malers schnitt ihm durch die Seele.

Die Sitzung war zu Ende. Die Geschworenen stiegen die Treppe hinab; der Marchese näherte sich auf provocirende Weise dem Maler und sagte:

„Sie haben geglaubt, mit einem Bauern zu thun zu haben?“

„Was sagen Sie da, theuerster Marchese?“ rief Lionello wie aus den Wolken gefallen.

„Ich pflege Schwindlern keine unnützen Erklärungen abzugeben.“

„Oho, Marchese!“ rief Lionello, der sofort Feuer fing.

„Bitte, kein Aufsehen! Sie wissen, wo ich wohne; meine Meinung kennen Sie.“

Der Marchese ging, Lionello blieb bestürzt in einem Kreise von Geschworenen und Gerichtsbeamten zurück, auch diese ganz erschrocken. Die Kunde, daß zwei Geschworene aneinander gerathen waren, durchlief die Stadt wie auf Telegraphendrähten. Das Kaffee zum Phönix war überfüllt. Die Advokaten, der Präsident, die anderen Beamten, die Geschworenen und hinter jedem der betreffende Freund, alle kamen sie, um wenigstens eine Tasse Kaffee zu nehmen und zu hören, was es gäbe, wo das Frauenzimmer und wohin sie wäre, und wie und was. Ginegro, der mehr als Alle zusammen zu wissen glaubte, ließ von Zeit zu Zeit ein kostbares Wort fallen, das die Neugierde noch mehr reizte. Man sprach also von einem Duell wegen einer Dame, einer berühmten deutschen Sängerin, die jene im Seebade kennen gelernt.

Lionello nahm den Maler auf die Seite und sagte ihm: „Sie müssen mir beistehen. Gehen Sie mit dem Professor zum Marchese und bitten Sie ihn in meinem Namen, mich wissen zu lassen, wo ich ihn beleidigt habe. Auf jeden Fall muß er ein böses Wort zurücknehmen, das ich nicht verdiene.“

Dem armen Herrn Giovanni ward's heiß und kalt. In fünfzig Jahren war ihm so Absonder-

liches nicht geschehen. Und doch war's besser, wenn er den Auftrag übernehme, denn er hatte den Maler gern und vor dem Marchese eine große Achtung, und so konnte er nicht zugeben, daß zwei so treffliche Herren sich kränkten einer solchen Kleinigkeit wegen. Er nahm den Professor auf die Seite, der sich unterwegs einer Stelle im Homer erinnerte, wo der greise Nestor den Zorn des Achilles und Agamemmons zu beruhigen sucht. Der Marchese, der bereits seine Sekundanten gewählt, wollte keine Vernunft annehmen, sondern kehrte dem greisen Nestor und Herrn Giovanni aus Monza den Rücken. —

In dem obern Saale des Kaffees zum Phönix versammelten des Mittags sich der Graf Odofredo und Cavalier Spada, Cavallerie-Hauptmann, mit den beiden Vertretern des Herrn Lionello. Als der Herr Giovanni von Protokoll, Waffen, Haltung, Terrain, Distance, Pistolen und Säbeln reden hörte, da verlor er die Sprache, die Beine zitterten ihm, die Augen verdunkelten sich, er sank in einen Stuhl. Er, ein anständiger Mann, ein guter Familienvater sollte in solche Bluthändel sich mischen? Dem Professor ging es gerade so. Sie legten ihr Mandat nieder. Lionello bat jetzt den Advokaten Melone, sein Vertreter sein zu wollen. Das war nach dem Geschmack des Advokaten; aber wo er hätte linderndes Del aufträufeln sollen, da schüttete er Salz und Pfeffer aus. Er rauste sich mit dem Grafen, mit dem Hauptmann herum und nur wenig fehlte, so würde aus dem Duell eine Schlacht geworden sein. Lionello sollte sich duelliren, um jeden Preis duelliren, um gewissen privilegierten Classen zu zeigen, daß u. s. w. u. s. w. Melone fand kein Ende. Und doch war das Ende vom Lied, daß Lionello am andern Tag sich, wie man das nennt, zur Disposition des Marchese stellte. —

Das Duell, „auf Säbel“, sollte in dem Gärtchen einer einsamen Osteria in der Nähe von Certobbia stattfinden, doch erst, wie sich von selbst verstand, nach beendigter Schwurgerichtsperiode. Der Maler und der Marchese schauten inzwischen sich grimmig an; der Maler war trostlos, Herr Paolino eingeschüchtert, der Professor betäubt, der Advokat stolz, als ob er die Sache der Menschheit gewonnen hätte. Alles sprach nur von dieser Dame, wegen deren zwei ehrbare Menschen sich den Bauch aufschlizen wollten. Der Hauptmann Spada erzählte, sie in den Bädern von Livorno gekannt zu haben; Herr Paolino hatte sie eines Abends spät aus der Villa im Borgovico, wo der Maler wohnte, kommen sehen. Am meisten wußte der Graf Odofredo, ihm hatte eine gewisse Frau Marianna berichtet, daß seit zwanzig Tagen etwa (das stimmte mit der Ankunft des Malers) jeden Morgen zwischen fünf und sechs eine schöne schwarzgekleidete

Gestalt in das Haus käme, die dem Maler als Modell diente. Gegen neun Uhr ginge sie weg und ließe sich den ganzen übrigen Tag nicht mehr sehen.

Diese Kunde aus dem Munde eines so feinen Herrn reizte die Neugier der Andern nur noch mehr, und der Maler nahm sich fest vor, einmal früh aufzustehen, um diese seltene Schönheit zu schauen. Wie groß aber war sein Staunen, als ihm am Abend der Aufwärter seiner Locanda ein versiegeltes Briefchen, mit einer Krone darauf, überreichte, in dem von einer leichten, eleganten Hand geschrieben stand:

„Geehrtester Herr! Ich höre, daß Lionello in einen bösen Handel verwickelt ist. Ich bitte Sie, morgen früh gegen 7 Uhr zu mir zu kommen, Via S. Cecilia Nr. 10, aber sagen Sie Niemand, besonders nicht Lionello, etwas davon. Ich hoffe, daß ein Unglück verhütet werden kann, wenn Sie mir beistehen. Ihre ergebenste
Angelica von Höhenheim.“

Herr Giovanni schloß die ganze Nacht kein Auge. Der Gedanke, daß er die berühmte Angelica mit Augen sehen, ihre Stimme hören, ihr nützlich sein, vielleicht sogar mit ihr speisen sollte. . . . Alles Das und der Anblick dieser zierlichen Schrift, mit der Feder eines Engels geschrieben, der Vergleich dieses himmelblauen duftigen Billets mit den, wie mit einem Wesen geschriebenen Zetteln seiner Katharina. . . . Oh Gott! . . . Es schlug Mitternacht. Herr Giovanni überlegte, wie er sie anzureden habe. Er werde zittern . . . gewiß. Doch Lionello mußte gerettet werden, der glückliche Lionello, zu glücklich, daß es fast recht wäre, wenn ihm ein kleines Ungemach zustieße. . . .

Endlich ward es auch für ihn Morgen. Auch er hörte das tship tship der Sperlinge in den Hecken, denn schon um fünf Uhr war er draußen, um die viertel und halben Stunden bis sieben Uhr zu zählen. Punkt sieben war er in der Via S. Cecilia und fand sich vor einem alten geheimnißvollen Hause. Jenseit eines Bitterthores lag ein zwischen niedrigen Mauern eingeschlossenes Gärtchen; ein Weinstock hing um das Haus herum wie ein grüner Mantel und flatterte von dem Dachgesimse nieder. In den Winkeln des Hofes lagen Fragmente von Statuen und Gypsformen. Während Herr Giovanni sich nach einem lebenden Wesen umsah, trat ein großer rother Mensch auf ihn zu und fragte in barschem Ton, wen er suche.

„Die Gräfin von Höhenheim“, stotterte Herr Giovanni, sein Billet vorzeigend und erröthend. Der Mensch führte ihn in ein Zimmer zu ebener Erde, in dem eine Menge Zeichnungen und Gypsfiguren herumlagen und standen, schloß die Thür

und ging seiner Wege. Dem Maler war das Ganze wie ein Traum. —

Auch der Marchese war sehr früh aufgestanden. Der Präsident hatte ihm am Abend vorher wissen lassen, daß die Sitzungen, wegen plötzlichen Ablebens des letzten Angeklagten zu Ende seien. So wollte er seine Sachen ordnen, ein paar Briefe an die Freunde schreiben und dann die Sekundanten aufsuchen, um die Sache noch heute abzuthun. Schon hatte er die Feder in der Hand, als der Oberkellner des Hôtels hereintrat:

„Diese Dame wünscht mit Ew. Excellenz zu sprechen.“

Der Marchese liest das Billet, springt auf, seine Wangen färben sich, seine Augen leuchten: sie war's, sie, die schöne Angelica!

Er errieth, was sie zu dieser Stunde herführte, allein, in ein Hôtel, zu dem Gegner ihres Geliebten. Dreimal las er den Namen Angelica's, es war ihm wie eine phantastische Vision; kaum brachte er's heraus, das Wort: „Ich komme sogleich.“

Er beschaute sich im Spiegel, fuhr mit dem Kamm zwei-, dreimal durch die Haare, band eine neue, amaranthfarbene Cravatte um, schloß die Augen halb, träumte von Sieg, und mit würdigem Schritt, aber einem Herzen voll ritterlicher Kühnheit geht er dieser fatalen Creatur entgegen.

Der Kellner, der ihn im Korridor erwartete, führt ihn in einen Salon und schließt die Läden. . .

Der Marchese hebt die Augen und sieht sie!

Ja, sie war's, es war die vielberühmte Angelica in ihrer ganzen nackten Schöne, rosig im blonden Haar, wie der Maler sie beschrieben . . . aber gemalt, auf einem großen Bilde, daß in einer Ecke des Salons vom hellen Morgenlichte getroffen wurde. Die Wellen hoben sich an dem Felsen empor, an den die Corsaren sie gebunden hatten. Der schöne Leib, das holde Gesicht, in dessen erschreckten Augen die Thränen glänzten, zurückgebogen, ein hilfloses, hilfselehendes Weib. Nur die mit dem Schaume sich mischenden Haare fielen bis zu den Knien, die unschuldige Grazie zu bekleiden.

Der Marchese war entzückt und suchte das Geheimniß dieser Erscheinung sich zu erklären, als hinter dem Bilde hervor in ehrerbietiger Haltung Herr Lionello trat, sich verbeugte und sprach: „Marchese, dies ist die berühmte Angelica, um deretwillen zwei rechtschaffene Männer, zwei gute Freunde sich umbringen wollen. Sie werden mir's glauben, wenn ich Ihnen sage, daß die Gräfin von Höhenheim nirgends als in meinem Kopfe existirt hat.“

Der Marchese runzelte die Augenbrauen.

Der Maler reichte dem vornehmen Gegner die Hand dar und jagte mit einem Seufzer:

„Marchese, man verkauft nichts mehr, und wenn wir nicht irgendwelche Reclame machen, müssen wir

Hungers sterben. Der Magen ist ein großer Dichter. Verzeihen Sie, oder rächen Sie sich an Angelica und an mir. An Angelica, indem Sie dieselbe kaufen und mit nach Hause nehmen, an mir, indem Sie mich umbringen, ehe Sie sie bezahlen."

Der Marchese brach in ein großes Gelächter aus und umarmte den Maler. Dieser erzählte ihm nun, daß, nachdem ihm bekannt geworden, wie unter den Geschworenen ein reicher und intelligenter Herr wäre, der es hätte erwerben können, er sein Bild hätte von Mailand kommen lassen; daß die ganze Geschichte von der blonden Deutschen nichts war, als eine Zukost, um das Gericht schmachhafter zu machen, daß er aber nie die Absicht gehabt, seinen Mäcen zu beleidigen.

"Inzwischen," fuhr er fort, "haben wir ein kurioses Phänomen gesehen: Leute, die sich in ein ideales Weib verlieben! Angelica (er sprach es mit Emphase) ist das ewige Ideal des Weibes und der Schönheit, für welches die menschlichen Paladine immer kämpfen werden. Dieses Ideal hat dem Künstler, der aus Dunst und Nebel es vor sich aufsteigen sieht, den Schlaf der Nächte geraubt. Einem Faust schwebte es vor in seiner Einsamkeit, Raffaello übertrug es auf seine Madonnen. Es ist Alles und nichts, Marchese; Angelica ist das Weib."

Was war auf soviel Beredsamkeit zu erwidern? Der Marchese drückte dem Maler die Hand und sagte:

"Ich kaufe Ihr Bild sehr gern, und um so mehr, als ich dieses nicht existirende Geschöpf wirklich geliebt habe. Aber sagen Sie aufrichtig: sie existirt nicht? Was doch sagte mir dann der Herr Paolino und der Graf Odofredo?"

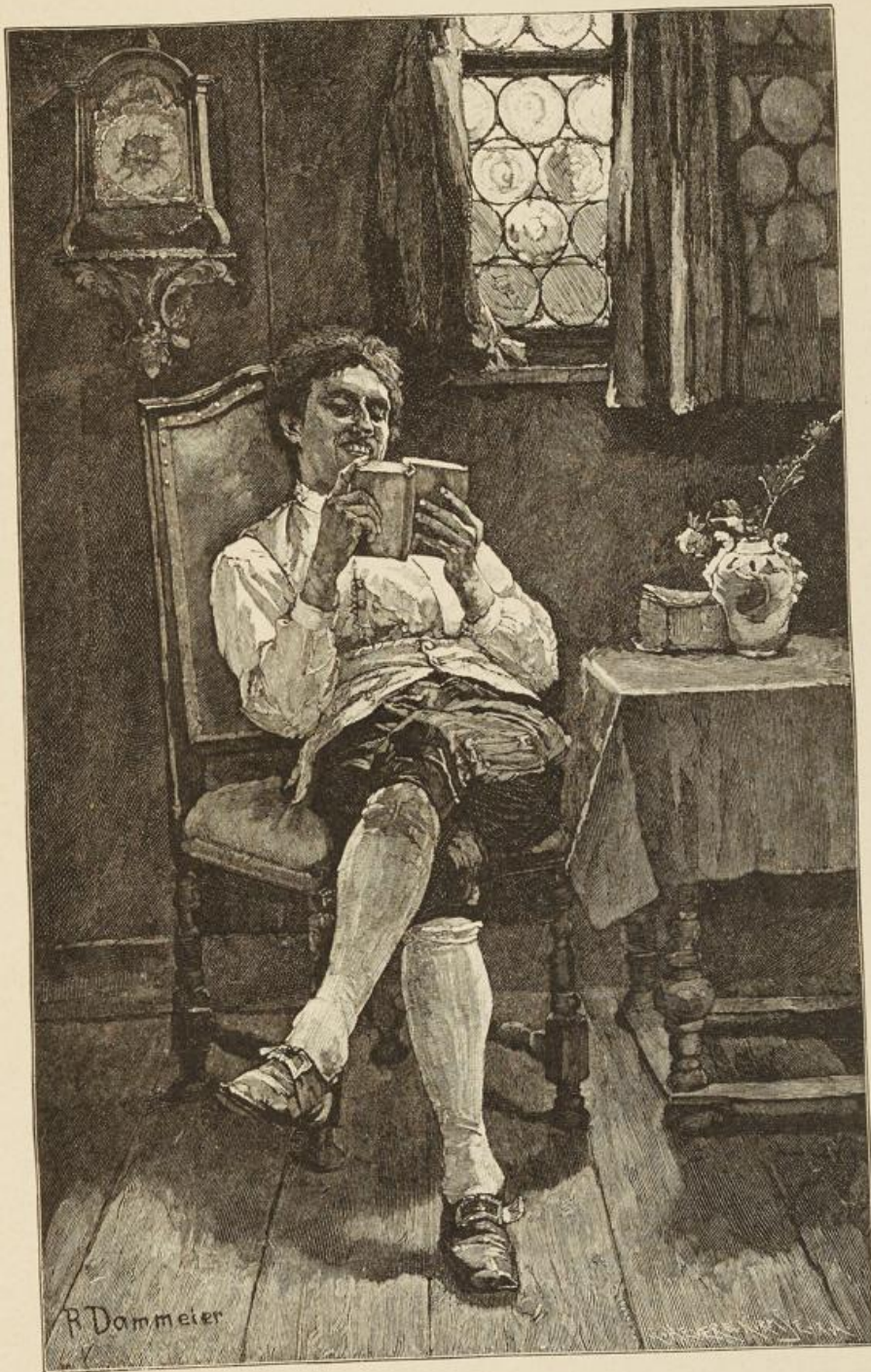
"Was läßt die Phantasie nicht Alles sehen und glauben? Angelica ist die ewige Phantasie, die den armen auf den Wegen des Lebens irrenden Rittlern gar lustige Streiche spielt. Kommen Sie, kommen Sie mit mir, wir wollen diesen Morgen noch lachen."

Die beiden Rivalen traten Arm in Arm hinaus. Unterwegs erzählte Lionello den dem Herrn Giovanni gespielten Streich. Der Maler hatte zu diesem Zwecke sich mit einem Freunde, dem Bildhauer auf Via S. Cecilia in's Einvernehmen gesetzt.

Eine halbe Stunde schon hatte der Maler auf die schöne Angelica gewartet, als er plötzlich den Marchese und Lionello vor sich sah. Er war anfangs sehr verlegen, als aber die Beiden ihm erklärten, daß es sich um einen Scherz handele, wollte er's nicht glauben und hätte lieber geweint. In diesem Augenblicke kam im Lauffchritte Herr Paolino an, er trug einen schwarzen Rock und gelbe Handschuhe; auch er hatte so ein duftendes Briefchen erhalten. Man hatte noch nicht aufgehört, ihm zu applaudiren, da schlüpfte der Professor des Griechischen herein, dann der Graf Odofredo und endlich, schnaubend wie ein Blasebalg, mit einer großen weißen Kravatte, der Advokat Melone. Der aber nahm die Sache übel und es würde eine böse Auseinandersetzung gefolgt sein, wenn der Marchese nicht sofort Del auf die hochgehenden Wogen gegossen und die ganze Gesellschaft, den Advokaten zuerst, zu einem Diner in seinem Hôtel eingeladen hätte, eine Confusion, die alle Meinungen so schön ordnete, wie Eier in einem Korbe.

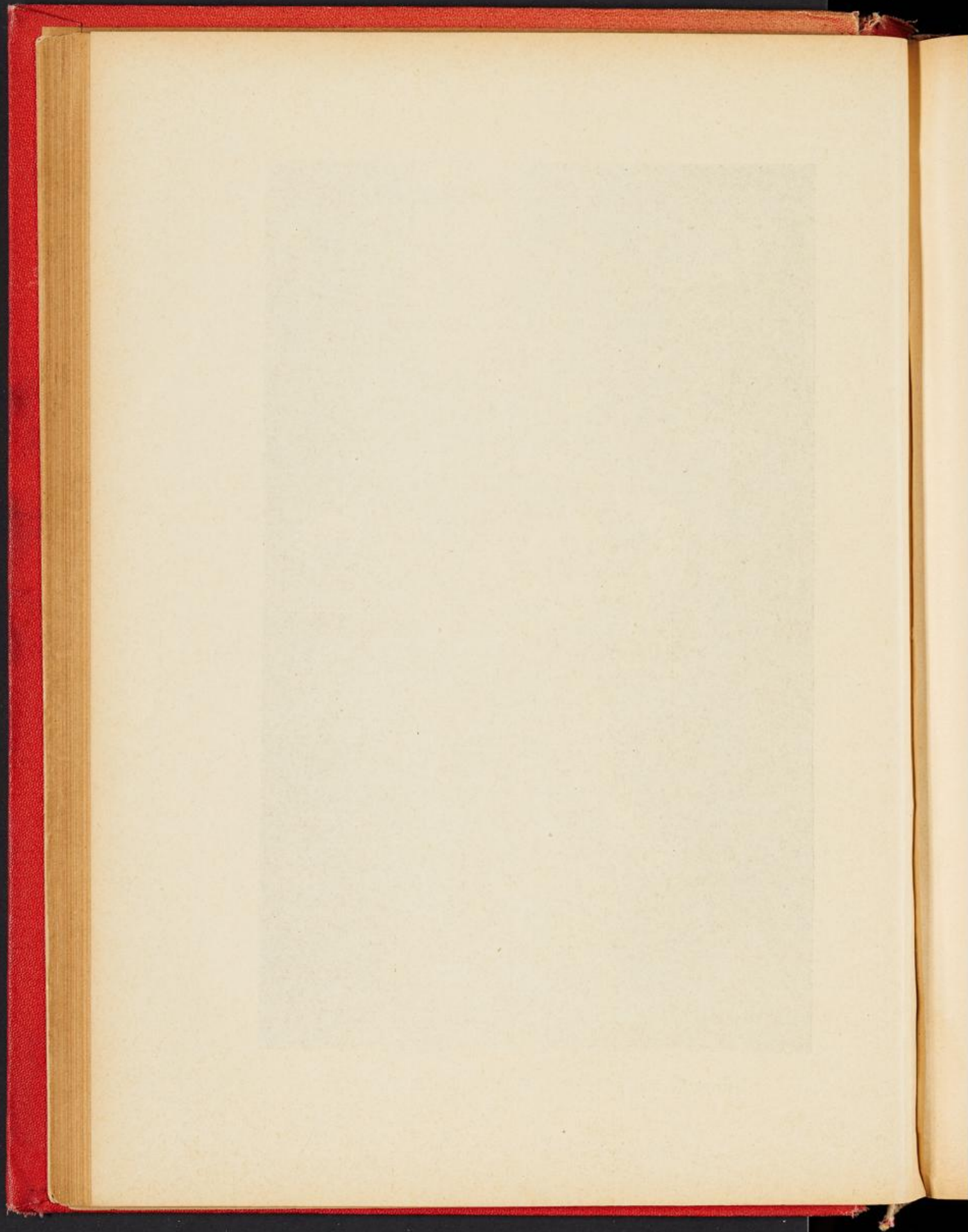
Angelica wurde mit sechstausend Liren bezahlt. Wer aber bezahlt ein verlorenes Ideal?





Heitere Lectüre. Nach dem Gemälde von R. Dammeier.

Photographie-Verlag von Köster & Petzsch, Berlin W.



Napoleon I. in Fontainebleau.

Nach seiner ersten Abdankung
im April 1814.

Aus den Memoiren der Generalin Durand, Palastdame der Kaiserin Marie Luise.

Deutsche Bearbeitung

von

Adolf Ebeling.*)

Die erste Aprilwoche des Jahres 1814, die für die Kaiserin Marie Luise durch ihre hastige Flucht nach Blois eine so traurige und wildbewegte gewesen, wurde für Napoleon selbst zu einer schrecklichen und verhängnisvollen.

Er hatte am 29. März in der Nacht Troyes verlassen und zwar zu Pferde und nur von Bertrand und Caulaincourt und von einigen Adjutanten und Ordnonanzoffizieren begleitet. Sein Plan war, auf diese Weise, also so gut wie incognito, nach Paris zu gelangen, um selbst die Vertheidigung der Hauptstadt zu übernehmen und durch seine persönliche Gegenwart die Bevölkerung zu begeistern. Leider war es nur mit der Begeisterung der großen Massen für ihn so gut wie vorbei; das französische Volk hatte in den letzten zwei Jahren zu viele und schreckliche Opfer an Blut, Geld und Ruhm bringen müssen, und das alles doch immer nur für einen

einzigsten Mann, um nicht das Ende, gleichviel welches, einer so entsetzlichen Lage herbeizuführen.

Trotzdem gab es für Napoleon in diesem Augenblicke keinen anderen Ausweg mehr als nach Paris zu eilen, wenn auch nur, um persönlich die Verhandlungen mit den Verbündeten zu leiten. Auch wollte er in dieser entscheidenden Stunde mit seiner Gemahlin und seinem Sohne zusammen sein, die er beide noch in der Hauptstadt glaubte.

So jagte er denn mit seinem kleinen Gefolge über Villeneuve-sur-Yonne nach Sens, wo er am 30. März gegen Mittag ankam; die Pferde brachen unter den Reitern fast zusammen, und diese selbst waren so erschöpft, daß sie durchaus einige Stunden der Ruhe bedurften. Nur einer, der Kaiser, schien die Ermüdung kaum zu spüren, und doch war er nüchtern von Troyes fortgeritten und hatte in diesem Zustande zehn Stunden im Sattel gesessen. In Sens trank er einige Tassen schwarzen Kaffee, sein gewöhnliches Stärkungsmittel auf früheren Feldzügen — und dann weiter. Aber unmöglich konnten sie dieselben Pferde wieder benutzen und andere Reitpferde waren nicht aufzutreiben. So stieg denn der Kaiser mit Bertrand in eine schlechte zweispännige Kalesche und eilte voraus. Unterwegs sprach er fast gar nicht, nur von Zeit zu Zeit stieß er, wie in fieberhafter Erregung, die Worte heraus: „Es hilft nichts! Ich komme zu spät!“ und dann nach einer Pause von neuem: „Ich komme zu spät! Es hilft nichts!“ Das war alles.

In Fromenteau war Pferdewechsel und der Kaiser stieg aus, begab sich aber nicht in das Wirthshaus, sondern blieb draußen und setzte sich auf den Rand eines Brunnens in der Nähe. Es ging schon gegen Mitternacht. Auf einmal hört man in der Ferne von Paris her ein lautes Getöse, Pferdegetrappel und Wagenrollen. Der Lärm kommt näher: es ist ein Artilleriepark, der auf der Landstraße vorüber und den Regimentern vorauszieht, die in Folge der Kapitulation die Hauptstadt haben verlassen müssen.

*) Viele unserer Leser erinnern sich gewiß der Memoiren der Gräfin Remusat, Palastdame der Kaiserin Josephine, „Napoleon I. und sein Hof“, die vor einigen Jahren in Paris so großes Aufsehen machten. Auch die deutsche, bei A. Nbu in Köln erschienene Bearbeitung von A. Ebeling hatte einen so günstigen Erfolg, daß eine dritte Auflage bereits unter der Presse ist und noch diesen Sommer erscheinen wird.

Ganz neuerdings sind nun noch die Memoiren der Generalin Durand, Palastdame der Kaiserin Marie Luise, hinzugekommen, die völlig und ganz als eine Fortsetzung der Remusat'schen Memoiren anzusehen sind, weil sie da beginnen, wo die letzteren schließen, nämlich mit der Ehescheidung des Kaisers. Auch sie enthalten eine Menge von interessanten und noch wenig bekannten Einzelheiten aus dem Privatleben der kaiserlichen Familie, zumeist aus eigener Anschauung, oder nach glaubwürdigen Augenzeugen, und sind überdies in einem durchaus unparteiischen und dabei sehr würdigen Tone geschrieben.

Durch die Freundlichkeit des Verlegers sind wir in der angenehmen Lage, unseren Lesern schon jetzt, vor dem Erscheinen des Werkes, ein Bruchstück daraus mitzutheilen, und wir haben dazu das erste Kapitel gewählt, weil darin der Selbstmordversuch des Kaisers geschildert wird, über den bekanntlich bis auf den heutigen Tag die Ansichten der Geschichtschreiber noch immer auseinander gehen.

D. Red.

Der Kaiser giebt sich zu erkennen und erfährt nun aus dem Munde des Generals Belliard die Ereignisse der letzten zwei Tage: die nutzlose, obwohl tapfere Vertheidigung von Paris gegen eine erdrückende Uebermacht, die Einsetzung einer provisorischen Regierung unter dem Vorsitz Talleyrands, — „o dieser Talleyrand!“ ruft der Kaiser dazwischen und fügt dem Ausruf noch fluchend einige Worte bei, die ich hier nicht gut wiedergeben kann — ferner die Absetzung Napoleons und seiner Dynastie, die Rückberufung der Bourbons u. s. w.

Der Kaiser stand sprachlos und schaute dem General Belliard starr in's Gesicht; dann wandte er sich plötzlich um und ging mit heftigen Schritten eine gute Viertelstunde lang auf der Landstraße hin und her. Er war also wirklich 24 Stunden zu spät gekommen, obwohl er aller Wahrscheinlichkeit nach durch seine Ankunft doch nichts an der Sachlage geändert haben würde; aber er redete es sich ein und sprach sogar noch in Sanct-Helena davon, als wenn diese Verspätung die Hauptursache seines Sturzes gewesen.

Inzwischen waren immer mehr Truppen angekommen und mit ihnen eine Menge Generale und Corpsskommandanten. Sie standen wie in Schlachtordnung und wie wenn sie die Befehle ihres Feldherrn erwarteten, der sie so oft zu glänzenden Siegen geführt. Der Kaiser that, als sähe er sie nicht, bis endlich Caulaincourt an ihn herantrat und ihn anredete. Da schien er aufzuwachen und sich seiner Lage bewußt zu werden. Er gab dem Herzog hastig einige Befehle, der auch sofort in den Reifewagen stieg und die Richtung nach Paris einschlug. Dann ging Napoleon in das kleine Wirthshaus, goß einige Gläser Wasser hinunter und warf sich in einen alten Lehnstuhl. Er hatte während des ganzen langen Tages keine Nahrung zu sich genommen. Er schien zu schlummern, aber er lag wie im Fieber.

Schon nach kaum vier Stunden kam ein Kurier auf schweißbedecktem Pferde in das Städtchen hereingesprennt, hielt vor dem Wirthshause an und überbrachte dem Kaiser die Antwort Caulaincourts. Sie bestätigte einfach das oben Gemeldete. Caulaincourt, der von seinem Botschafterposten in Petersburg her in großen Gnaden beim Kaiser Alexander stand, war von ihm mitten in der Nacht empfangen worden, aber das war auch alles. Der Czar, selbst wenn er es persönlich gewollt hätte, konnte nichts thun, und zwar um so weniger, weil sich auch die Pariser Bevölkerung mit der Rückberufung der Bourbons einverstanden erklärte und von der napoleonischen Dynastie nichts mehr wissen wollte.

In diesem Moment war es, wo die draußen harrenden Garderegimenter wild und unbändig wur-

den und unter tobendem Geschrei nach Paris zu ziehen verlangten — der Kaiser, physisch und moralisch gebrochen, gebot ihnen Stillschweigen und befahl den Kommandanten, nach Fontainebleau abzurücken, wohin er selbst ihnen folgte. —

In dem alten Königsschlosse, wo der kaiserliche Hof früher die glänzendsten und großartigsten Feste gegeben, zu denen manchmal weit über tausend Gäste geladen waren, saß nun der entthronte Cäsar allein und ließ am ersten Tage nicht einmal einen seiner Vertrauten vor. Er hielt sich meistens in der Bibliothek auf und schrieb auch dort die Abdankungsurkunde nieder, freilich mit der wichtigen Klausel: zu Gunsten seines Sohnes, die aber ganz unberücksichtigt blieb. Caulaincourt, der in Paris geblieben war, hatte noch mehrere Unterredungen mit dem Czaren, die aber zu keinem andern Resultate führten. Am Morgen des 7. April traf er in Begleitung der Marschälle Ney und MacDonald in Fontainebleau ein, und Ney theilte dem Kaiser mit, daß man von ihm eine Abdankung schlechtweg („pure et simple“) verlange, ohne irgend welche Nebenbedingungen, nur einzig und allein mit der Garantie für die Sicherheit seiner Person. Napoleon wies dies Ansinnen entrüstet zurück, fragte aber doch den Marschall, was denn die Verbündeten mit ihm zu thun gedächten.

„Sire,“ entgegnete Ney, „man wird Ihnen die Insel Elba als souveränes Besizthum überlassen, mit einem Jahreseinkommen von zwei Millionen Franken.“

Auf diese Mittheilung soll Napoleon die später so oft citirte Antwort gegeben haben: „Wozu zwei Millionen? Wenn ich nicht mehr Kaiser bin, so bin ich nur noch ein Offizier, und der hat mit einem Louisd'or täglich genug.“

Erst am 11. April Mittags unterzeichnete er die Abdankungsurkunde in der von den Verbündeten vorgeschriebenen Form und blieb dann in seinen Gemächern und fast immer allein. Nur manchmal ging er in den Schloßhof hinunter, wo beständig eine Abtheilung seiner Garde kampirte und hielt eine kleine Parade ab und richtete auch wohl einige freundliche Worte an die alten Waffengefährten. Es waren viele Graubärte darunter, die gar nicht begreifen konnten, daß auf einmal „alles vorbei sei“, und die ihn scharf ansahen, als wollten sie ihn fragen: „soll's denn nicht bald wieder losgehen?“ Er aber blieb scheinbar theilnahelos, warf ihnen einen wehmüthigen Blick zu und ging dann wieder die hohe Treppe des Schloßhofes hinauf und verschwand.

Für die Bevölkerung der Stadt und Umgegend war er noch immer der Kaiser, und wenn er sich öffentlich zeigte, so überreichte man ihm Bittschriften und Gnadengesuche, die er gewöhnlich selbst in

Empfang nahm und in die Seitentasche seines grauen Oberrocks steckte (»la redingote grise«), den er jetzt immer trug. Er ließ auch den Bittstellern durch seine Adjutanten verschiedene größere und kleinere Summen auszahlen, da er ja Pensionen nicht mehr bewilligen konnte.

Oft, nachdem er mittheilbarer geworden, kam er unversehens aus der Bibliothek heraus und trat in den Vorssaal unter die Offiziere, die dort immer versammelt waren und unterhielt sich mit ihnen über die Tagesereignisse und über das, was die Zeitungen über ihn berichteten. „Jetzt sagen sie sogar, ich sei feige!“ rief er einmal und hielt dabei eine Nummer der Gazette de France in der Hand.

Ueber Ludwig XVIII. sprach er oft und immer mit auffallender Ruhe und Mäßigung. „Sie werden sehen, meine Herren,“ sagte er einmal bei solcher Gelegenheit, „die ersten sechs Monate geht alles gut und man wird den König vergöttern, wie man mich vergöttert hat; in den nächsten sechs Monaten tritt dann eine starke Abkühlung ein, und im zweiten Jahre ist es vorbei mit der Liebe und Verehrung, und aus dem Hosiannah wird ein Kreuzige ihn. Ich kenne meine Pariser!“

Auch auf den Papst, der schon vor der Schlacht bei Leipzig Fontainebleau verlassen hatte, kam die Rede, und der Kaiser gestand ganz offen, daß er ihn schlecht behandelt habe . . . „viel schlechter als ich im Grunde wollte, aber ich war nicht gut berathen; man hatte mir allerlei von einer französischen Nationalkirche vorgeschwatzt und ich glaubte daran.“ Nach einer Pause begann er von neuem: „Der heilige Vater wird wieder in seine Staaten einziehen.“ . . . dann fügte er noch einige undeutliche Worte hinzu, die sich möglicherweise auf ihn selbst und auf Elba beziehen konnten. Denn der schroffe Gegensatz lag nahe: der allmächtige Kaiser abgesetzt und exilirt, und der aus Rom vertriebene und bedrängte Papst wieder zu Macht und Ansehen gekommen. Und war es nicht Pius VII., der dem Gefangenen auf Sanct Helena einen Arzt und einen Priester schickte, und war es nicht der Kirchenstaat, der den geächteten Napoleoniden Zuflucht und Sicherheit gewährte?

Mit dem Marschall Sebastiani sprach Napoleon eines Morgens ausführlich über den russischen Feldzug, wo er seine Generale beschuldigte, ihn nach Moskau getrieben zu haben, wie der Leser sich wohl aus der Geschichte erinnert; er selbst habe bei Smolensk Frieden schließen wollen, „und wie stände dann die Weltgeschichte?“ setzte er mit ernster Miene hinzu. Gewiß stände vieles anders; es hätte aber doch wohl nur seinen Sturz verzögert, denn alles in seiner Laufbahn deutete auf einen baldigen Untergang.

Zu dem darauf folgenden Feldzuge, der mit der Niederlage bei Leipzig endete, lieferte der Kaiser einen ganz eigenthümlichen Kommentar, indem er sagte: „Nicht die Waffen der Verbündeten haben mich besiegt, denn ich war ihnen an numerischer Stärke und mehr noch an strategischer Erfahrung und Einsicht überlegen, sondern die überall in Deutschland verbreiteten liberalen Ideen. Diese gaben den Soldaten einen moralischen Halt, den die meinigen nicht hatten.“ Ein solches Wort ist im Munde des Kaisers charakteristisch; er, der von jeher alle liberalen Regungen in Frankreich unterdrückt hatte und hatte unterdrücken müssen, um zur Alleinherrschaft zu gelangen, gestand jetzt ihre siegreiche Kraft ein, denn ein knechtisch gesinntes Volk hätte sich unmöglich zu einem so hohen Patriotismus aufraffen können, wie es das deutsche that.

Der Herzog von Bassano (Maret), der frühere Geheimschreiber Napoleons, befand sich gleichfalls in Fontainebleau und conferirte viel mit dem Kaiser. Dieser hielt ihm einst ein Zeitungsblatt entgegen und rief ihm zu: „Da lesen Sie, Herzog; nun sagt man sogar, Sie seien es gewesen, der mich stets abgehalten habe, Frieden zu schließen.“ Man mußte Maret kennen, der nie im Leben eine andere Ansicht gehabt, als die seines Gebieters, und der alles, was derselbe that, von vornherein gut und vollkommen hieß, um die Lächerlichkeit einer solchen Behauptung zu verstehen. „Sire,“ antwortete deshalb auch der Herzog, „Sie wissen selbst am besten, daß Sie immer nur nach Ihrem eigenen Kopfe gehandelt und niemals den Rath eines Anderen angenommen haben, am wenigsten den meinigen.“ Napoleon entgegnete nichts auf diese dreiste Antwort, die ich hier auch nur deswegen citire, um zu zeigen, wie sehr sich schon in den wenigen Tagen die Sprache der bisherigen Diener gegen den vormaligen Herrn geändert hatte; denn wie hätte z. B. der unterthänige Maret früher derartige Aeußerungen zu machen gewagt.

Im Ganzen waren aber solche Unterhaltungen doch nur selten, und oft sah man den Kaiser stundenlang in dem großen Bibliotheksaal allein auf und abgehen, wie einen Träumenden, für den die übrige Welt gar nicht mehr zu existiren schien. Oder er blieb auch vor einem der geöffneten Bücherschränke stehen, nahm einen Band heraus und las eifrig darin, sodaß er den Kammerdiener nicht hörte, der ihm die Tafel ansagte, die in einem Nebenzimmer und stets für ihn allein servirt wurde. Dann warf er wohl das Buch, das er gerade in der Hand hielt, auf den Tisch, wo es liegen blieb und aus welchem man später den Gegenstand seiner Lektüre erkennen konnte. Es waren meistens Geschichtswerke des Alterthums, und die aufgeschlagenen Blätter schilderten den Selbstmord des Brutus, des Hannibal,

des Cato u. A. Dies gab der Umgebung Napoleons gerechten Grund zu Besorgnissen, die sich leider nur zu bald Bewahrheiten sollten.

Noch ein anderer Umstand kam hinzu, den Kaiser wieder sehr trübe und verschlossen zu machen. Er hatte bereits mehrere Briefe von der Kaiserin erhalten, die trotz der Spione, welche die Monarchin umgaben, doch glücklich in seine Hände gelangt waren. Schon war der Tag ihrer Ankunft in Fontainebleau festgesetzt und man machte schon die nöthigen Vorbereitungen zu ihrem Empfang, als man auf einmal, und zwar aus dem Munde des Kaisers selbst, erfuhr, daß seine Gemahlin und sein Sohn nicht kommen würden.

Dies warf den unglücklichen Mann vollends nieder und raubte ihm den Lebensmuth, und die gefürchtete Katastrophe, jedenfalls das Resultat eines längst gehegten Planes, trat ein.

In der Nacht vom 12. auf den 13. April wurde es auf einmal in dem Flügel des Schlosses, den der Kaiser bewohnte, lebendig; Diener liefen mit brennenden Kerzen hin und her, Thüren schlugen auf und zu, Entsetzen lag auf allen Gesichtern und man eilte angstvoll nach dem Schlafzimmer des Kaisers, wo der Lärm entstanden war.

Dort lag Napoleon in Nachtkleidern auf dem Bette, mit entstellten Zügen und krümmte sich vor Schmerzen. Bertrand, Caulaincourt und Vassano standen neben ihm, man hatte sie zuerst gerufen und gleichfalls schleunigst nach dem Doktor Ivan geschickt. Dieser hatte aber bei der Nachricht von dem plötzlichen Unwohlsein des Kaisers den Kopf verloren, als ahnte er die Ursache, und war zum Schloß hinausgelaufen und verschwunden.*) Man gab in der Hast und Angst einige Gegenmittel, Milch und Del, und die Schmerzen legten sich auch bald; der Kaiser klagte nicht mehr und fiel in einen tiefen, todtenähnlichen Schlaf. Er hatte vorher seinen Vertrauten gestanden, daß er, nachdem sich das Schicksal so grausam und unerbittlich gegen ihn erklärt und nachdem man ihn sogar von den Seinigen getrennt, alle Lebenslust verloren und Gift genommen habe.

Dies wurde auch von seinem Kammerdiener bestätigt, der im Vorjaal geschlafen. Er habe, so erzählte er, plötzlich ein Geräusch im Schlafzimmer des Kaisers gehört und sei aufgesprungen, um durch die Thürrige zu schauen. Der Kaiser habe vor seinem Bette gestanden und in eine Tasse aus einem kleinen Flacon etwas hineingegossen und aus-

*) Nach einer anderen und weit glaubwürdigeren Version war gerade Dr. Ivan zuerst beim Kaiser erschienen, um ihm sofort ein wirksames Gegengift einzugeben, was er um so besser konnte, da er selbst ihm ja früher das Gift, natürlich auf seinen directen Befehl, verschafft hatte.
E.

getrunken, und sich dann wieder niedergelegt. Er, der Kammerdiener, habe sich dabei nichts Schlimmes gedacht, weil er wisse, daß der Kaiser oft Abends Tropfen nehme und er habe auch nicht gewagt, ungerufen einzutreten. Erst nach einer guten halben Stunde, als er seinen Herrn habe ächzen und stöhnen hören, sei er zum General Bertrand gelaufen, um ihn zu wecken. Das Uebrige wissen wir bereits.

Dieser Vergiftungsversuch ist später oft bestritten worden, und ich kann ihn auch nicht weiter verbürgen als durch die Aussage eines ehrenhaften Augenzeugen; daß aber Napoleon schon seit dem russischen Feldzuge immer ein Fläschchen Gift bei sich trug, war eine bekannte Thatsache, die der Doktor Ivan, der es dem Kaiser gegeben, verschiedentlich mehreren Personen im Vertrauen erzählt hatte. Möglich ist es allerdings, daß es nur eine schwache Dosis war, und ferner möglich, daß das Gift in anderthalb Jahren an Kraft verloren hatte — genug, damals glaubte man allgemein, daß der Kaiser, um einer schimpflichen Gefangenschaft zu entgehen, seinem Leben gewaltsam ein Ende machen wollen.

Er soll auch ganz verwundert gewesen sein, als er nach einem langen Schlaf wieder aufwachte, und ausgerufen haben: „Gott hat es nicht gewollt, und es mag auch so besser sein“, und von da an zeigte er eine weit größere Ergebung in sein Schicksal. In jener verhängnißvollen Nacht hielt er ein Miniaturportrait seiner Gattin und seines Sohnes in der Hand, das der Hofmaler Isabey in seinem Auftrage für ihn gemalt hatte und von dem er sich nie trennte. Es begleitete ihn mit nach Elba und später nach Sanct-Helena, und in seiner Sterbestunde fand man es unter seinem Kopfkissen.

Wenige Tage vor seiner Abreise nach Elba, schickte Napoleon zwei seiner Ordnonanzoffiziere, den Grafen Dejean, einen Sohn des früheren Kriegsministers, und den jungen Grafen von Montesquieu, einen Sohn der Gräfin M., in geheimer Mission nach Paris, um dort einige sehr wichtige Papiere in Empfang zu nehmen. Die Herren entledigten sich ihres Auftrages ganz nach Wunsch, obwohl sich der Graf Dejean bei verschiedenen Gelegenheiten fast verrathen hätte. So namentlich einmal an einer zahlreich besetzten Gastafel, wo er wie träumend dasaß und alle Gerichte an sich vorübergehen ließ, ohne sie zu berühren. Dabei schlug er sich von Zeit zu Zeit vor die Stirn, schaute wie geistesabwesend im Kreise umher und rief ein Mal über das andere: „Aber wie ist es möglich! Es kann nicht sein! Wer hätte das geglaubt!“ Der weit besonnenere Graf Montesquieu rettete ihn durch seine Geistesgegenwart aus dieser peinlichen Lage, denn sie hätten leicht arretirt werden können.

Schon in den wenigen Tagen nach der Abjegung Napoleons war nämlich die royalistische Partei in Paris so mächtig geworden, daß man in Lebensgefahr kommen konnte, für einen Anhänger des „gestürzten Tyrannen“ zu gelten.

Am 16. April trafen endlich die Commissäre der Verbündeten in Fontainebleau ein, die beauftragt waren, den Kaiser durch Frankreich bis zu seiner Einschiffung zu begleiten. Sie wurden einzeln empfangen, aber der Empfang dauerte nur wenige Minuten und war ein ganz formeller; kaum daß der Kaiser sich herbeiließ, den Herren, die übrigens auch eine wenig beneidenswerthe Rolle spielten, auf ihre ehrerbietige Anekdote ein Paar nichtsagende Worte zu erwidern. Nur mit dem englischen Commissar, dem Obersten Campbell, machte er eine Ausnahme. Er lud ihn zur Tafel ein und unterhielt sich lange mit ihm über England und über die englische Politik, die er stets so leidenschaftlich bekämpft hatte. „Ich gestehe Ihnen aufrichtig“, sagte er u. a. zum Obersten, „daß ich die Engländer von jeher recht herzlich gehaßt habe, fünfzehn volle Jahre lang, aber jetzt komme ich zu der Ueberzeugung, daß die englische Regierung anständiger und besser ist als irgend eine andere des Continents.“ Das sagte Napoleon damals, und wie sollte er sich später in der sogenannten englischen Großmuth getäuscht sehen!

Der 20. April war zur Abreise des Kaisers bestimmt, und schon früh Morgens acht Uhr hielt eine lange Reihe von Kaleschen und sonstigen Wagen im großen Hofe des Schlosses. Viele tausend Menschen waren aus der Stadt selbst wie aus der nahen und fernem Umgegend herbeigeströmt, um ein Schauspiel mit anzusehen, das man noch vor kaum zwei Jahren, als der Kaiser hier, von Königen und Königinnen umgeben, zum letzten Mal sein prächtiges Hoflager hielt, in das Gebiet der Fabel verwiesen, oder als Ausgeburt eines Wahnwitzigen verachtet haben würde. Namentlich war die weibliche Bevölkerung stark vertreten, und zwar um die Kaiserin und den „kleinen König“ zu sehen, weil man beide gleichfalls in Fontainebleau glaubte.

Die Bauerfrauen aus den umliegenden Dörfern erinnerten sich dabei der ersten Kaiserin Josephine, die immer so herablassend und gütig gegen Jedermann gewesen und die kleinen Kinder immer beschenkt. Marie Luise kannten sie nur wenig, denn sie hatte sich ihnen nie genähert. Viele meinten sogar, es sei eine jüngere Schwester der Königin Marie Antoinette, und schon als solche, d. h. als »Autrichienne«, war sie ihnen nicht sympathisch. Ueberhaupt hatte die Ehescheidung dem Kaiser die Herzen der unteren Klassen entfremdet, und das über Frankreich hereingebrochene Unglück wurde darauf zurückgeführt. „Er hat seinen guten Engel

von sich gestoßen“, sagte man im Volk. Als später dann noch die Bergewaltigung des Papstes dazu kam, fand die fromme katholische Bevölkerung eben jener Gegenden darin einen weiteren Grund für die militärischen Mißerfolge des Kaisers, wie wenn die Vorsehung ihn wegen seiner Angriffe auf Rom hätte züchtigen wollen, und man konnte oft das schon im Mittelalter entstandene Volkswort hören: »qui mange du Pape, en mourra«, wer den Papst angreift, geht unter. Deshalb war es auch, wenigstens von Seiten jener Bevölkerung, weit mehr Schaulust und Neugier, als aufrichtige Theilnahme, die so große Menschenmassen herbeigezogen hatten.

Der Kaiser ließ übrigens sehr lange auf sich warten. Die Commissäre hatten sich schon mehrere Male melden lassen, aber den kurzen Bescheid erhalten, S. Majestät sei noch nicht bereit. Sie schickten endlich gegen elf Uhr den General Bertrand hinein, der dieselbe Meldung sehr respektvoll wiederholte. Da blickte noch einmal in der Seele des Verfolgten der alte Herr und Gebieter auf, der jahrelang mehr als achtzig Millionen im Banne seines eisernen, autokratischen Willens gehalten — er wandte sich hastig um und rief dem General mit zornigen Blicken die barschen Worte zu: „Seit wann, Herr Marschall, habe ich meine Handlungen nach Ihrer Uhr zu reguliren? Man soll warten, bis es mir zu kommen beliebt; ich werde abreisen, wenn es mir und nicht, wenn es Ihnen gefällt, und vielleicht gar nicht!“

Bertrand zog sich schweigend zurück und die Commissäre standen rathlos. Es war aber nur eine flüchtige Aufwallung des Kaisers gewesen, die man ihm vom rein menschlichen Gesichtspunkte aus und im Hinblick auf seinen Seelenzustand gewiß verzeihen wird. Schon nach einer Viertelstunde trat er reisefertig aus seinem Cabinet in den Vorfaal, wo die Marschälle, die Generale, Adjutanten und Offiziere ihn erwarteten und mit einem lauten *Vive l'Empereur!* empfingen. Dies wiederholte sich unter Trommelwirbel noch wilder und stürmischer, als er oben auf dem Perron der großen Freitreppe erschien, denn jetzt kam der Ruf von seinen Gardes, die unten im Schloßhof in Reih und Glied aufgestellt waren. Es war die letzte Ovation, deren Echo, wie er später sagte, ihm in die Verbannung gefolgt war, und die er auf Elba oft Nachts in seinen Träumen hörte.

Schnell stieg er die Treppe hinab und ging in die Mitte des Hofes, wo die Offiziere einen engen Kreis um ihn bildeten, und nun gab es kein Halten mehr: die Soldaten durchbrachen die Reihen und drängten sich nach. Dort hielt er jene bekannte Ansprache an die Garde, die man in allen Geschichtsbüchern findet und die gewiß auch alle meine Leser kennen, denn es ist ein welthistorisches

Dokument. Die Rührung überwältigte ihn, als er am Schluß den General Petit umarmte und den Adler der dargereichten Fahne küßte. Dann rief er noch mit lauter, aber von Thränen erstickter Stimme: „Lebt wohl, Kinder, meine Segenswünsche begleiten euch; vergeßt mich nicht!“ Die meisten Soldaten weinten und schluchzten, die Offiziere erdrückten ihn fast, um noch einmal seine Hände oder seine Rockzipfel zu küssen; er konnte sich ihrer nur mit Mühe erwehren . . . man hob ihn in den Wagen, wo Bertrand an seiner Seite Platz nahm . . . die Pferde zogen an und der Zug setzte sich in Bewegung. Vorauf fuhr der General Drouot mit zwei Adjutanten, und dem kaiserlichen Wagen folgten die Kommissäre in vier Kaleschen und diesen noch acht andere mit Hofbeamten und Offizieren

des kaiserlichen Hauses. Eine Abtheilung Dragoner, die als Eskorte dienten, schloß den Zug, der sich langsam zum Schloßhof hinaus und durch die große Hauptstraße entlang bewegte, wo viele tausend Menschen ein dichtes Spalier bildeten, die ein lautes Vivo l'Empereur erschallen ließen. Nach einer halben Stunde waren auch die letzten Gepäckwagen verschwunden, die Menge verlief sich und am Abend, nachdem auch die Garderegimenter in aller Stille abgezogen waren, hatte die Stadt ihr gewöhnliches einförmiges Aussehen wiedergewonnen.

Horace Vernet hat später diese Abschiedsscene in einem schönen und sehr populär gewordenen großen Wandgemälde (les adieux de Fontainebleau) ergreifend dargestellt.

Todtes Leben.

Von

Graf Emerich von Stadion.

O Bardolino! Sonnengoldig! Fischerdorf am Gardasee!
Das holde Märchen meines Glücks voll Liebesduft und Jugendweh
Ist längst für alle Welt verklungen und zur ew'gen Ruh gebracht —
Cypressen halten Jahr um Jahr davor die ernste Friedhofswacht!

Nur Du, verschwiegenes Fischerdorf am wildbewegten Gardasee!
Du weißt, wie oft im Traum der Nacht vor einem wüsten Grab ich steh',
Aus dessen dunkler Wesselwildniß sich ein bleiches Weib erhebt —
Und daß dies Traumbild, ob auch nur ein Spuk, mein todtes Herz belebt!





Frühlingstage in Oberitalien.

Aquarellbilder
von Ernst Heiter.

Es war ein wunderbarer Frühlingstag, voll jener unbeschreiblichen Reize, wie sie eben nur in jenem edenhaften Landstriche zu finden sind. In ungetrübtem Blau glänzte über dem Altissimo, dem majestätischen Gipfel der Gebirgsgruppe des Monte Baldo am Gardasee, das weite Himmelzelt; denn das zarte Gewölk, welches zuvor wie ein Heer weißer Schäfchen in den Lüften zitterte, hatte sich bereits verloren. Ueber den Wassern des Sees tänzelten tausend und tausend glitzernde, in allen Farben des Prismas funkelnde, flammende Lichter; ein Meer von Sprühfeuer brannte auf dem großen Wellenschlag; von den Bergen herab wehten wohlige Lüfte und vor uns, weit, weit in die Ferne hinein, verschwammen oder schienen doch ineinander zu verschwimmen im blauen und violetten Duft: Berge, Dörfer am Gestade, Hütten und Häuser, die Spiegelfluthen des Lago und die Azurdecke, die sich über diese einzig schöne Welt ausgespannt hatte. . . .

Als unser Dampfer, der stattliche „Principe Oddone“ an jenem kleinen Merkzeichen aus schneeigem Sandstein, das an der westlichen Felswand, unterhalb der Straße zum prächtigen Ponafall, die politische Grenzscheide der beiden Nachbarreiche fixirt, vorüber-
rauschte, stimmte am Vorderdeck eine lustige Gesellschaft von Studenten aus Verona ein allerdings mehr durch die patriotische Absicht, als durch die musikalischen Vorzüge der Ausführung bemerkenswerthes Volkslied an, dessen markerschütternde Töne deutlich genug bewiesen, daß es der Jugend der Italia unita auch

für die nächste Zukunft keineswegs an kräftigen, durchaus gesunden Lungen fehle oder fehlen wird.

Oft genug schon wurden die wahrhaft berückenden Landschaftsbilder, welche zur Rechten und Linken, im Osten wie im Westen, im raschen Wechsel erstehen, mit lebendigen Farben, mit poetisch zeichnendem Griffel entworfen und festgehalten. Auch an diesem wonnigen Lenztage zeigte sich dem bewundernden Auge wieder ein von mildem Sonnenlichte beglänztetes Paradies, eine märchenhaft gestaltete Erdzone, aus der sich bald das goldgrüne Leuchten der Drangen- und Limonenhaine, bald das matte Silbergrau des Delbaumes, bald wieder der tiefdunkle, ewig frische Blättertschmud der Cypresse, Herz und Seele erfreuend, vom Hintergrunde abhob.

Farbenreiche Bilder fließen da ineinander; aus dämmernder Weite tauchen neue auf am Horizonte und treten alsbald immer kräftiger und plastischer hervor.

Man weiß nicht, wohin der Blick fliegen, wo er verweilen, wo er ruhen soll; ob er das Große, Ferne, Contourenhafte des Gesamtgemälde erfassen oder sich mit einem reizenden, zauberisch-schönen Detail, das näher liegt, begnügen darf; denn die Uferlandschaften des Gardasees sind ja so überreich an malerischen Punkten. Unserem Geiste erwachen die poetischen Schilderungen, die Jean Paul, der Vergessene, mit unvergleichlichem Griffel in seinem „Titan“ über die Gestade des Lago Maggiore und des Como-See festhieß, die aber auch hier schon frisches Leben gewinnen.

Da grüßen jetzt an der Westseite von einem schwindelnd-hohen Bergplateau, von dem breiten Rücken eines wahren Steinriesen, der immer mehr und mehr in die Lüfte zu wachsen scheint, je näher man an ihn heranrückt, kleine Häuschen herab und herüber zur Tiefe, zum See. Dort oben, hoch im blauschimmernden Aether fast, wohnen also Menschen jahraus, jahrein, abwärts der ganzen großen Welt, nur auf sich selbst angewiesen in allen Stunden ihres Lebens. Ein Klettersteig in Serpentina, den man vom vorbeiziehenden Dampfer aus kaum zu sehen vermag, führt zum Gelände, zu den blauen Fluthen und hält die Verbindung mit den übrigen Erdenkindern aufrecht.

Vom Fuße der Felswand drüben rudert nun ein Boot unserer Schiffe, das anhält, zu, erreicht es und giebt seine sonntäglich gekleideten Insassen, einen Gendarmen und ein bäuerliches Pärchen, an den pustenden Dampfer ab. Nun sieht man auch, daß die Leute von dort oben, die neuen Passagiere, veritable Menschen sind, keine aus enträumtem Feenreiche und das Märchen schwindet, das uns kurz zuvor noch in den Wäsen jener Berghöhe nur Gnomen und Zwerge vermuthen ließ. . . .

In unserer Erinnerung erwacht vielmehr eine der düstern Geschichten, aus der heller Sonnenglanz, Seelenwärme und unbeschreiblicher Zauber entgegenweht. Wie aus einem der meisterhaften Pastellbilder, wie sie noch zu Beginn unseres Säculums so beliebt waren, blickt da ein reizendes Geschwisterpaar in der schönen Tracht der zwanziger und dreißiger Jahre uns an. Camilla und Maria beleben sich unserem geistigen Auge wieder, umstrahlt von der reinen Jungfräulichkeit, die ihnen eigen. Wie im Traume zieht wieder an unserem geistigen Auge vorüber das feine Gemälde, das uns Adalbert Stifter, der Schöpfer der Novelle in Oesterreich, in seinen „Zwei Schwestern“ hinterlassen und das er einst aus der Tiefe seines reichen Dichtergeistes erstehen ließ. . . .

Weiter, immer weiter geht die Fahrt über das wogende Fluthenmeer. Vorüber an Beduten und Perspektiven, welche dem Reisenden, der mit fühlenden Blicken in die Welten beiderseits des Dampfers schaut, die Brust mit begeisterungsvollem Empfinden erfüllen.

Saló, das kleine, schneeig-schimmernde, lebendige Dörfchen, das wie emporgestiegen scheint aus der dunkelblauen weiten Bucht, liegt nun drüben, noch fern, wie aus Zucker geformt. . . . Von den zahlreichen Holzaltanen und Holzgängen, welche die See- und Landseite der Häuschen zieren, wehen, lustig im Winde flatternd, vielfarbige Tücher, während auf den Stufen, die hinab zu den Wassern führen, auf dem Molo und am Ufer die malerisch gekleideten, lebhaft gestikulirenden Bewohner stehen, Schiffer und Fischer,

Händler und Bauern, barhaupt, barfuß, in hellen, leichten Gewändern, in blauen oder gestreiften Jacken, in kurzen Hosen, in weiten Hemden, mit nackten sehnigen Armen, schreiend und lärmend, singend und rufend. . . . Drüben liegen die weißglänzenden Landhäuser der begüterten Veroneser und Paduaner, in denen die heißen Sommertage im doles far niente verträumt werden. . . .

Der Dampfer zieht seine Furchen durch das glitzernde und leuchtende Wasser, dem Süden zu. . . . Grünes Inselfland taucht dort in der Ferne auf. Es ist Sermione, die weit sich in die Fluthen streckende Halbinsel, auf der einst der römische Dichter Gaius Valerius Catullus stille Stunden verlebte. Dem betäubenden Lärm der Tiberstadt war er entflohen, dem Kummer und Schmerz, der in der eigenen Brust wüthete, vermochte er aber nicht zu entfliehen. Auch auf dem cypressenreichen Gilande gedachte er seiner heißgeliebten Clodia, die des edlen Mannes jedoch nicht würdig war.

Auch der Scaliger ruhmvolles Geschlecht hatte hier im dreizehnten Säculum gehaust und noch heute sieht man, umweht vom Geranke der Gräser, die Trümmer ihres Palastes. . . .

Die südlichen Ufer kommen näher und näher; Desenzano, der Hafentort, die Einbruchstation der Bahnlinie Verona-Mailand, ist erreicht. Der Dampfer legt am Damme an. Miethkutschen und Omnibusse nehmen die Schiffspassagiere auf und befördern sie nach dem Stationsplatze. Bald braust auch der Train heran, welcher die Reisenden gen Brescia führt. . . .

Im Hotel dell' Capello empfing uns der dienst-eifrige Cameriere unter zahllosen Verbeugungen und fortgesetzten Versicherungen seiner devotesten Ergebenheit, wie wahrhafte „Excellenzen“, als die er die Angekommenen auch stets titulirte.

Aus dem glattrasirten fahlen Gesichte guckte ein paar grauer echter Spitzbubenaugen so recht verschminkt hervor, und ein scharfer Blick derselben hatte im Nu unsere ganze Persönlichkeit überprüft und taxirt. Mit seinem diplomatisch-vielsagendem Lächeln, die rechte Hand schon auf der Thürklinke, schien der Mann eindringlich zu fragen, ob wir nicht etwa seiner gewissenhaften, erprobten Localkenntniß bedürfen.

Glatt und gewandt wie eine Eidechse war er fast ohne eigentlichen Anknüpfungspunkt und doch wieder nicht so ganz ohne solchen, dabei, uns über das Wesen, über Art und Charakter der schönen, tiefverschleierte Brescianerinnen Aufschlüsse zu geben. Der gute Giacomo war kein kleiner Meister in der Kunst, Alles zu sagen und doch wieder nichts gesagt zu haben, ein würdiger Jünger des großen Talleyrand, des Autors vom „geflügelten Wort“, daß dem Menschen die Sprache gegeben sei, um seine Gedanken zu verbergen.

An der Wirthstafel war nun die obligate Mi-
nestrafsuppe, der Braten, die Pasten, das übliche Giar-
dinetto erledigt und bei der duftenden Cigarrette
wurde der Caffè nero geschlürft . . . Leichten Sin-
nes flauirten wir dann durch die breiten Straßen der
geräuschvollen, vom Gehämmer und Klopfen der
zahllosen Schmiede und Klempner widerhallenden
Stadt, die so recht den echten Typus italienischen
Kleinbetriebes, südlicher Beweglichkeit zur Schau
trägt . . .

Durch die Porta S. Giovanni geht es hinaus
zur stillen Stätte des Friedens, zum Campo Santo,
der einer der schönsten des nördlichen Italien ist.
Durch ein Chaos sich stauender Lohn- und Fuhr-
wagen, Fußgänger und Reiter, durch eine von echt
südllicher Farbengluth belebte Menge, drängt es da
in's Freie.

Zwischen den langen Hallen, welche die Mei-
sterwerke der größten Bildner des Landes schmücken,
hier, wo ein Odem des Ewigen an die Vergäng-
lichkeit irdischen Seins gemahnt, und doch auch wie-
der mit so milden Träumen erfüllt, wo in edlen,
kunstvollen Formen die Ebenbilder der Entschlafenen
dem stillen Wanderer entgegenschauen und die
dunkle melancholische Cypresse wie trauernd ihre
Schatten über die Hügel wirft, meint man wohl
allen Ernstes in reinere Sphären entrückt zu sein.

Die weißen Marmorbilder, die weinenden Ge-
nien und Engel an den Gräbern, erglänzen jetzt
im scheidenden Schimmer des weichen Tages.
Ein Vogel läßt noch aus dichten Zweigen sein ein-
sameres Singen ertönen, ein schluchzender Laut aus
schmerzvoller Menschenbrust wird noch hörbar. Dann
liegt tiefes Schweigen über dem weiten Garten; die
Dämmerung des Abends, Friede und Feierstille
breiten sich über die Gesilde des Todes aus . . .

Nacht! . . . Hell leuchtend steht der volle Mond
oben am tiefblauen reichgestirnten Himmel! . . .
Seiner Silberfäden märchenhaftes Weben spinnt sich
hernieder auf die großen breiten Steinplatten der
Piazza und wie in hingehauchten Tropfen rieseln
die grellen, schneeigen und wieder bläulich-sunkeln-
den Lichtwellen herab an den alten, dunklen Mauern
der alten düsteren Häuser und Paläste, an denen
Jahrhunderte schon vorüber gerauscht sind. Ueber
die Architrave und Capitäl, über die Säulen des
Arkadenganges, der den Hintergrund des schönen
langhingezogenen Platzes bildet, fließt der magische
Strom, in dem zuweilen zitternde Flämmchen auf-
zuzucken scheinen. Aus jeder dieser hochaufragenden
Steinburgen vermeint man das Flüstern und Sagen
von Längstvergangenem, Längstverwehtem zu hören;
es ist in den stillen Seitengassen zur Rechten und
Linken, als ob der flammende Mondschein das todte
Gemäuer belebe, damit es seine abenteuerlichen Ge-
schichten erzählen könne.

II. 2.

Etlliche Gassen entfernt, steigt der altersgrau
Palazzo Communale, die Loggia, in die Nacht em-
por. Niemand zeigt sich weit und breit; nur drü-
ben auf dem Torre dell' Orologio, dem Uhrthurm,
heben jetzt die beiden großen Eisenmänner ihre
ehernen Arme und holen mit dem schweren Ham-
mer zum Schläge aus. Vierundzwanzigmal fällt
derselbe auf die eiserne Uhrlocke nieder, die Mitter-
nachtsstunde der alten italischen Zeitrechnung, welche
hier noch aufrecht erhalten wird, verkündend.

Im grellen Lichtschein zeigen sich auf dem Pa-
lazzo die Medaillons aus farbigem Marmor, die
en relief die Büsten der römischen Kaiser tragen.
Und da, vom vollen Glanze des Nachtgestirns be-
leuchtet, schauen in plastischer Schärfe die Köpfe
Jacopo Sansovino's und Palladio's, der Erbauer
dieses monumentalen Gebäudes, herab . . . Eine
Reihe farbenschöner Architekturbilder taucht unserem
geistigen Auge in frischer Kraft auf; wir sehen den
kunstgewandten Meister Jacopo Tatti, der sich be-
kanntlich seinem Lehrer Andrea Sansovino zuliebe,
Sansovino nannte, umgeben von den vollendeten
Prachtbauten und Sculpturen, wie sie uns in den
oberitalienischen Städten, dann in Venedig, Florenz
und Rom in so herrlicher Art entgegenreten. Wir
wandern im Geiste nach dem Tiber und bewundern
dort am Corso den Formenadel im Innern von
San Marcello und die Vornehmheit des Styls im
Palazzo Nicolini. All die erhabenen gedachten Bau-
werke in der Lagunenstadt, welche der einstige erste
Architekt von San Marco geschaffen, zeigen sich
unserem inneren Blicke wieder in neuerstandener
Schöne . . .

Und nun nickt Meister Palladio seinem großen
Vorgänger freundlich zu, die Züge seines grauen
steinernen Antlitzes scheinen sich immer mehr und
mehr zu erheitern und es ist, als öffne der Bau-
meister der Republik Venedig nun den feingezich-
neten Mund und bewege die schmalen feinen Lippen.

Aber kein Laut stört die tiefe Stille. Viel-
leicht wollte er über die grauenhafte Verwilderung,
welche nach ihm der Baustyl der Barockzeit ergriff
und die Reinheit seines Schaffens trübte, mit kri-
tischer Strenge dociren, doch bestimmt er sich wohl
noch rasch, daß er selbst ja ein wenig, ein klein
wenig doch, darin vorgearbeitet hat . . .

Als am nächsten Morgen die Sonne ihr flüssig
Gold verschwenderisch ausgoß über die alten Gassen
und Plätze und geschäftiges Leben, echt welsche Reg-
samkeit mit sprühender Lust beleuchtete, das weithin
hallende Schreien der verschiedenen Ausrufer und
Händler, der fliegenden Kleinräumer, Zeitungsver-
käufer, Stiefelpußer u. s. w. an unser Ohr drang,
das Frühstück eingenommen und das Neueste aus
den Localblättern geschöpft war, galt es einem gar

vornehmen Manne, einem der größten Söhne Brescias, den ehrfürchtigen Besuch abzustatten.

Eigentlich war Meister Moretto doch kein Sohn Brescias. Er war ja draußen in dem kleinen Novate geboren; aber da Brescia seine vorzüglichsten Bilder besitzt, da der Künstler in dieser Stadt meist gewirkt und geschaffen, da er hier gestorben und sein Fedißes in der Kirche S. Clemente zu ewigem Schlummer gebettet ruht, so darf man ihn vielleicht doch mit einigem Rechte den großen Sohn Brescias nennen. . . .

Durch die schmalen hohen Fenster fällt gedämpfter Lichtschein in das morgendlich-stille Gotteshaus.

Die Marmorbüste auf dem Grabdenkmal des seit mehr als drei Jahrhunderten Entschlafenen erglänzt im matten Schimmer und läßt in schöner Lebendigkeit die Züge des Meisters erkennen. Der Blick der Steinbüste ist hinübergerichtet auf das große Altarbild, das in kraftvoller Frische, mit allem Reiz und Zauber seiner Farbentöne ausgestattet, die Heiligen Clemens, Dominicus und Florian, Katharina und Magdalena und inmitten eines Chores von Engeln Maria mit dem Kinde darstellt. . . .

Mit dem wunderjamem, seelenvollen Ausdruck, der den Madonnen Rafaels eigen, mit dem ganzen Glück, das Tizian, Moretto's Lehrmeister, in seine Kirchenbilder zu legen wußte, schauen uns hier die Gestalten entgegen. Man kann sich nicht trennen von dem edelschönen Gemälde; denn jede einzelne der Figuren wird uns nach wenigen Minuten schon so lieb und werth und immer lieber und werther, sympathischer und vertrauter. Und Moretto selbst lächelt den Beschauer aus den Zügen des frommen Bischofs da zur Linken so freundlich, so gütig an, als gälte es einem guten alten Bekannten, einem Vertrauten, warmen Gruß zu entbieten. In dem reinen, sinnigen Antlitz der hehren Gottesmutter hat der Künstler seine Jugendliebe, Mona Costanza, verkärt und jeder Zug zeigt die edle tiefe Reigung, mit der er ihr ergeben war. Und ringsum an den verschiedenen Altären dieser Kirche und über den Altären mancher anderen Kirche Brescias finden wir die herrlichen Bilder unseres Meisters. So meint man immer in dessen lebendiger Nähe zu sein, seinem Schaffen und Wirken zuzusehen, weil uns seine Werke von den Wänden der frommen Stätten entgegenschauen. Eine eigenartige Andacht, ein undefinirbares Empfinden erfüllt uns, und mit ahnungsvollem Beben blicken wir empor zu den durch die Heiligkeit der Kunst geweihten Bildern. . . .

Und hier wieder, in dem schönen, der h. Afra gewidmeten Gotteshause, sehen wir eines der besten Werke des Lehrers Moretto's — Tizian's „Ehebrecherin vor Christo“. In seiner ganzen großen Kunst zeigt sich uns der Unvergleichliche. . . . Unsere

Phantasie entführt uns nach Venedig, nach Viringrande, der Insel Murano gegenüber, wo der Meister seine reichgeschmückte Werkstatt, sein prunkvolles Heim besaß, wo ihn der boshaft-schelmische Dichter Pietro Aretino, wo ihn Jacopo Sansovino besuchte, wo er Gelehrte und Künstler und schöne Frauen mit goldrothem Haare und schneeweißem, verführerischem Nacken empfing, wenn sie kamen, seinen rauschenden Festen beizuwohnen. . . .

Draußen lag dann das weite, blaue, leichtbewegte, ewig-einzige Meer, das sich in der Ferne mit dem blauen Himmel einte, und auf dem kleine, weiße Pünktchen, die Segel der Boote, wie flüchtige Möven dahinflogen. . . .

Da ruht das herrliche, doch jüdische Weib mit dem unvergleichlichen Leib vor dem göttlichen Menschensohn, zu seinen Füßen hingestreckt — die schöne Büßerin: Maria Magdalena. Und wieder nimmt die Farbenpracht dieses Bildes ganz unsere Sinne gefangen.

Dort erkennen wir aus der Töne leuchtenden Gluth, den Pinsel Paolo Veronese's, der uns die Marter der h. Afra darstellt. . . . So sieht unser inneres Auge die drei berühmtesten Maler ihrer Zeit und des nördlichen Italien nebeneinander und läßt der Phantasie im Ausdenken von Geschichten freien Lauf. . . .

Farbenreiche Bilder, wie die Wandtableaux der Fata Morgana anzuschauen, tauchen in den kühlen, stillen Räumen der Galleria Tosi vor uns auf.

Rafaels Geist und hehre Kunst sprechen da aus seinen „dornengekrönten Christus“ mit der ganzen Süßigkeit und Lieblichkeit, Kraft und himmlischen Vollendung, deren sie beide so viel bergen. Der fürstliche Meister selbst steht lebendig vor unseren Sinnen, er, der gleich groß gewesen wäre, wenn ihm auch die Hände gefehlt hätten.

Die Märchen erwachen, die uns von seiner Liebe zur Fornarina erzählen, sein Auge scheint zu leuchten und im hohen Glücke zu glühen; eine selige Zeit der höchsten Weihe in der Kunst glänzt an unserem geistigen Horizonte. . . . Hier blickt mit wonnigem Schauer eine „Madonna“ Giulio Romano's, des Lieblingsjüngers Rafaels, herüber und wir glauben beide, Meister und Schüler, miteinander emsig schaffen zu sehen in der Villa Farnesina zu Rom, an dem großen Freskogemälde, dem „Triumph der Galatea“. . . .

Wie es in den lauschigen, golddurchflutheten Boskets des Parks zischelt und lacht und küßt und schmolzt, in dem sich der „Einzige“ und sie, sein geliebtes Mädchen zusammenfinden. . . . Ein Traum, ein Erinnern, das aufsteht und wieder verweht, wie die leichten Nebelschleier, die am Morgen über die Bergspitzen ziehen. . . . Und da wieder Canova's herrliche Büste der Cleonara d'Este, jener edlen Fürstentochter, zu der sich der Dichter des

„befreiten Jerusalem“, Torquato Tasso, in heiliger Liebe hingezogen fühlte, der sein glühendes Poetenherz in stürmischen Schlägen entgegenpochte... Andere Scenerien und Staffagen steigen da aus dem Meere der Gedanken empor, Goethe's Meisterwerk tritt lebendiger und plastischer, die feinsinnigen Gestalten des Dramas näher und wärmer an uns heran...

Wer jetzt, wo die zarten Abenddämmer in den Sälen zu weben beginnen, lauschen dürfte der Märchenwelt, die nun in diesem schweigenden Reich erwacht? Was Alles werden sie sich zuklüstern die Meister der Bilder und die Geister der von ihnen verewigten Figuren? ... Träumen wir weiter...

Doch nach soviel Kunst gelüftete es den Reisenden wieder nach dem echten Zauber der Natur und die Fahrt in einen der schönsten Erdemwinkel des oberen Italien ward beschlossen und ausgeführt. Heute bringt uns die Eisenbahn von Brescia weg direct nach dem Iseosee, aber noch im vorhergegangenen Jahre trabte der antediluvianische Stellwagen dort dahin... Am frühen Morgen rollte das Gefährt durch die Porta S. Giovanni hinaus, die große Mailänder Straße entlang. An der hübschen Cypressen-Allee, die zum Campo Santo führt, ging es vorüber und nach einem halben Stündchen zweigte die Straße rechts ab. Obgleich es fast durchaus in der Ebene fortging, wurden doch die Bilder und Beduten, welche sich in raschem Wechsel zeigten, immer malerischer und fesselnder. Zuweilen lagen kleine Häuschen an der Straße oder unweit derselben und dann tönte uns aus den offenen Fenstern der helle Laut eines lärmenden Kindes heraus, oder es klang der fröhliche Sang eines Burschen, einer Dirne, die draußen im Freien arbeiteten.

Vor unseren Blicken breitete sich nun Camignone aus, ein echt wälsches Dorf, das in seiner Ungepflegtheit, seinem wirren Durcheinander und der ganzen Art, in der es sich präsentirte, doch einen unbeschreiblichen Reiz gewährte. Allerlei kleine Genrebilder, die z. B. der bekannte Maler italienischen Kleinlebens, Rotta, so treu wiederzugeben versteht, floßen da vorüber. Nach längerer Fahrt kam dann Provaoglio in Sicht, ein ausgedehnteres Dorf, das den eigenartigen Charakter des Landes und den der Bevölkerung noch mehr zur Schau trägt. Da bot sich reges Leben genug; die kleine Welt tummelte sich außen vor den Häusern und Höfen, am Tümpel und im fließenden Bächlein schreiend und lärmend umher. Die Alten, Männer und Weiber, schufen draußen geschäftig und das Ganze zeigte in grellen Farben ein Tableau, das wir gerne länger unseren Blicken gewährt hätten.

Von da an änderte sich das Terrain. Bald zogen die Gänge gemächlicher; denn die Straße stieg merklich bergan und lief in's Gebirge, das bereits hübsche Partien zeigte...

Auf ziemlicher Berghöhe steht die schneeweiß blinkende Wallfahrtskirche der Madonna del Corno und schaut, wie ein Edelstein leuchtend, herab in's Thal und zu uns auf die im Sonnenbrande liegende Straße. Mit Krücken sind sie dahin schon gestiegen, die Armen, deren Glieder lahm und voller Gebreite waren und haben sich oben vor der gebenedeiten Frau verlobt. Sie baten nur um Heilung und um das Köstlichste aller Erdengüter, um Gesundheit. Und die Schmerzreiche hatte sie erhört, hatte ihnen nach kurzer Zeit das verlorene Glück wiedergegeben und die Krücke auf der Schulter tragend, wanderten sie dann hinauf zur lichten Höhe in die kleine Kirche, in der die kleine Holzstatue der Gottesmutter über dem Hauptaltar thront und allen Betern so gnadenvoll zulächelt. Nun hängen die Krücken jener Geheilten neben dem Altare und verkünden die Wunder der mirakelreichen Madonna.

Bald rechts, bald links wendet sich der Weg. Vorbei geht es an manchem hübschen Aussichtspunkt, der sich auf Momente bietet, aber rasch wieder durch neue Bilder verdeckt wird... Die Häuser des lieblichen Fleckens Iseo werden nun sichtbar; die weißen Mauern, die flachen Dächer, der Glockenthurm der Kirche, der Marktplatz, der plätschernde Brunnen darauf, das ganze niedliche Ensemble muthet den Fremden so sympathisch an, und von dort drüben schimmert der blaue, glitzernde, weite Spiegel durch die Bäume herüber; ein Anblick, der uns sofort ganz gefangen nimmt...

Nach einem kleinen Mahle geht es auf's Schiff, auf den hübschen Dampfer, der an der Landungsstelle vor Anker liegt. Nach kurzer Fahrt steigt kühn und malerisch schön Mezz-Isole aus der Wasserfläche empor. Steil und jäh im Osten abfallend, zieht sich der mächtige, steinreiche Berggrücken fast eine halbe Stunde lang dahin, zum Theil mit üppigstem Pflanzenwuchse bekleidet. Am südöstlichen Fuße liegt das Fischerörtchen Peschiera d'Iseo und seine kleinen Häuser und Hütten grüßen freundlich, wie zierliche Spielwaaren, herüber. In den Rähen sitzen die Fischer und werfen ihre Netze aus. Und am südwestlichen Inselende schmiegt sich Siviano an den Felsenberg an. Märchenhaft-liebtlich zeigt sich dem vorbeisegelnden Reisenden dies Nestchen. Wie zwei Idyllen wachsen die beiden Dörfer aus den blauschillernden, goldigen Wellen. Als Riesenkuppel wölbt sich der Himmel über dem edenhaften Stück Erde, das ein Paradies zu schauen ist. Und drüben, im Osten, jenseits des Sees, zieht in mächtiger Höhe die herrliche Felsenstraße von Sale Marazzino bis Pisogne, an das nordöstliche See-Ende hin.

Da auf einem Felsen im See bauen sich die Trümmer eines verfallenen Klosters in die Lüfte, eine pittoreske Scenerie für das Auge. Einst lebten

hier Mönche, welche sich der Mutter Gottes von Loretto geweiht hatten, die aber, wie die Sage erzählt, nach und nach mehr dem weltlichen Leben, den Freuden des Weines und der Liebe ergeben gewesen sind. Ein erschreckliches Gewitter, das eines Tages heraufzog, vernichtete Kloster und Ordensbrüder zur Strafe für den sündhaften Wandel. Noch in unseren Tagen soll man in der Nacht des Gedächtnistages der Mutter Gottes von Loretto die Mönche in der Tiefe der Fluthen dahinziehen sehen und den leisen Gesang ihrer Gebete vernehmen . . .

Zur Linken erscheint jetzt das Dertchen Lovere und dahinter eine rebenreiche grüne Welt. Alte Häuser besäumen im weiten Bogen den Platz zum See her. Es ist Markttag; ein buntes, farbenreiches Gewühl von Landleuten, Männern und Weibern, Schiffern, Fischern, Einheimischen, Fremden, beherrscht den Plan. Meist zu Schiffe, mit großen Segelfähnen, sind sie nach Lovere gekommen, um hier einzuhandeln, zu kaufen, zu verkaufen was sie gebracht haben. Die Töne und Tinten, die sich da im grellen Kunterbunt dem Auge darbieten, sind so frisch und feurig, als sähe man ein Gemälde von Paolo Veronese oder Figuren und Porträts von Tizian. Alles lebt und pocht und pulst da. Ein Rufen, Schreien, Lachen, Scherzen, Spotten, Wipeln, Feilschen, Anpreisen — nicht

Einer aus dem Menschengewoge verhält sich ruhig; Jeder rührt Hände, Arme, Kopf, Oberleib, Füße, Beine, alle Gliedmaßen, die sich nur bewegen lassen . . . Und draußen auf den Fluthen lebt es just ebenso durcheinander an leeren und voll beladenen Fahrzeugen, die von allen Richtungen her kommen und nach allen Richtungen hinziehen, die Kreuz und Quer durcheinander. Und von meinem Stübchen im Gasthose S. Antonio sieht man das ganze herrliche Bild . . . Hinter dem ehrwürdigen Bau führen Steige hinauf in die Wildniß der Gärten. Da blüht die Feige und Granate, die Magnolie und die Limone und das Rothgold der Orange ruft mich nach dem sonnenbeglänzten Plätzchen, auf dem es am Abend so wohllich zu träumen und zu scherzen ist. Dann sitzt die braune Giuletta an meiner Seite und lauscht den himmlischen Gesängen, die ich ihr aus dem göttlichen Buche des unsterblichen Verbannten vorlese. Und ein Blick aus ihrem Flammenauge gibt dann neues Leben, neues Lieben und ich meine selbst ein Poet zu sein oder doch noch einmal ein solcher zu werden . . .

Die Sonne sinkt hinter jenen Bergen; über den See breiten sich die Schatten . . . Der Mond steigt empor, höher und höher . . . Die Wellen des Sees funkeln, wie als ob alle Schätze der Erde in seinen Tiefen lägen . . . Kein Laut; himmlische Stille — nur die Nachtigall schlägt hinter uns im Busche . . .





Allgemeine Rundschau.

Zu Immermann's neunzigstem Geburtstage.

Immermann, geb. zu Magdeburg am 24. April 1796, war der Sohn eines preussischen Domänenrathes. Sein Vater, ein Patriot alten Schlages aus der Schule Friedrichs des Großen, lenkte die Erziehung des sichtlich veranlagten Knaben, der sich frühzeitig in der Schule hervorthat, mit Umsicht und Strenge. Kaum daß der für die Jurisprudenz bestimmte Sohn die Universität bezogen, erlöste der Aufruf Friedrich Wilhelms III. an sein Volk, dem der junge Immermann begeisterte Folge gab. Er focht die Schlacht bei Belle-Alliance mit, zog ein mit den verbündeten Siegern in Paris, und nach Deutschland zurückkehrend, besuchte er die Universität Halle zur Vollendung seiner Studien. In Halle gelang es ihm, die Verbindung Teutonia, die in unheillichem Uebergewicht die übrigen Studirenden terrorisirte, zu demüthigen, und er wurde, indem er die Staatsgewalt, ja den König selbst für das gekränkte Recht der akademischen Jugend aufrief, unwissentlich der Grund und die Veranlassung der nachmaligen Burschenschaftsverfolgungen in Deutschland. Immermann, nichts weniger als eine feige Denunciantennatur, zog sich für seine unentwegte Haltung vielfachen Haß zu und lernte, auf sein besseres Bewußtsein sich beschränkend, sich frühzeitig zu isoliren gegen die Stimmen der Gesellschaft und der Kritik.

Einen unverlöblichen Eindruck seiner studentischen Jahre in Halle bildeten die Schauspielvorstellungen in dem benachbarten Lauchstädt, in denen die Weimar'schen Hofschauspieler unter der Regide des alten Goethe ein überraschendes Ensemble entwickelten, welches Immermann für Declamation und Stil in der darstellenden Kunst viel zu denken gab.

Nach Vollendung seiner Studien finden wir Immermann zuerst in Aischersleben, alsdann in Münster als Referendar und Auskulturator, und der Gattin des Brigadecommandeurs v. Lügow, der geb. Gräfin Elise v. Ahlefeld in einer Rechtsangelegenheit als Beistand empfohlen, schloß er mit derselben auf lange Jahre ein geistiges Bündniß, das vielfache und verschiedentliche Beurtheilung gefunden hat. Der intime Umgang mit der schönen und ideal veranlagten Frau förderte einerseits Immermann's dichterisches Schaffen, andererseits befürchte er ihn in dem Zuge zur Abschließung gegen die kritischen Stimmen der Zeit, die doch für jede Schriftstellerentwicklung eine nicht unwesentliche Rolle spielen. Wert auf Wert entstand, und die Gebiete des Lyrischen, Epischen und namentlich des Dramatischen wurden von Immermann mit Eifer in Angriff genommen. Wir versagen uns die massenhaften Ereignisse der Immermann'schen Ruje bei Namen aufzuführen. Beziehbentlich des Dramas hatte Immermann einen bösen Stand, den er nicht ohne eigenes Verschulden sich gewählt hatte. Ihn, den überwiegend realistisch ge-

arteten Geist erfüllte die Idee, den dramaturgischen Barnab durch mythische Romantik retten zu wollen. Ein verhängnißvoller Irrthum, der ihm nicht ohne Grund die schärfste Beurtheilung eingebracht hat. Fernliegende Stoffe, ohne ideale Vermittlung mit dem modernen Bewußtsein, ohne tief greifenden psychologischen Connex, mit Lücken in der meist willkürlich und auch oft technisch recht salopp geführten Handlung, die nicht selten in Geistesputz und platt profaischem Leihbibliothekschauer culminirte, waren keine Nahrung für ein Geschlecht, das vor nicht lange die Goethe und Schiller begraben, das die Freiheitskriegen geschlagen und in Platen, Rückert, Heine u. A. einen literarischen Nachwuchs besaß, der wohl in das Gewicht fiel. Freilich fand das nationale Pathos von Regierungswegen keine Pflege, und die für das höhere Drama grundlegenden Factoren der Politik und der Religion waren unter dem Gesichtswinkel der Burschenschafts-Contrebände ängstlich verpönt. So dürfen Immermann's Jugenddramen eigentlich nur als eine technische Vorschule gelten, in denen er bis auf einen gewissen Punkt lernte dramatisch zu denken und zu concipiren, die aber in höherem Sinne werthlos sind. Das wirkliche Element der Romantik, das allerdings dem historischen Drama nicht fehlen darf, und das Immermann einseitig als Ideal vor sich wehte, ersetzt sich nicht durch Reflexion und gemüthlose Verstandesdichtung, die spearsparisirend in Attitüden, Ausdrück und Scenenwechsel unermüdend erscheint, den individuellen Helden aus dem Rohstoff des Mythos und der Geschichte herauszuarbeiten. Und wie geraume Zeit verstrich, bis nur wenige von Immermann's Schauspielen das Licht der Lampen erblickten, und der Dichter nur dem kleinen Lügow'schen Kreise als Dramatiker galt, so fanden auch seine lyrischen Ergüsse, seine Romane und Balladen bei ihrer Veröffentlichung anfangs nur geringen Anklang. Es half wenig, daß Heine eifrig den ihm befreundeten Immermann eifrig für die Literatur empfahl. Als erster, mehr durchschlagender Erfolg ist Immermann's Cardenio und Celinde zu nennen: obzwar das psychologisch wenig befriedigende Stück ersichtlich an allen oben angeführten Mängeln krankt, und überdies dem Emancipationsgellüst der Frauen romantisch das Wort redet, so verräth sich doch in ihm ein Geist von nennenswerther Phantasie, sodaß Börne, der Immermann lobt und zugleich tadelt, wohl nicht Unrecht hat, wenn er sagt: „des Dichters Kraft fehlt noch die Anmuth; wohl nicht für immer, denn sie fehlt der Kraft.“

Mit seinem Heldengedicht Tullifantchen machte Immermann einen abermaligen Griff in die sich ihm langsam erschließende Gunst des Publikums. Das Lustspiel „Die schelmische Gräfin“ wurde zwar gegeben, gefiel aber nicht, und Immermann's Andreas Hofer, der es darin versteht, daß er nicht rücksichtslos wie Schiller im Tell das nationalpatriotische Interesse vorwalten läßt, vermochte es selbst

in der Bearbeitung von Putzig und Eduard Devrient kaum über einen Achtungserfolg herauszubringen, und doch enthält das Stück im Einzelnen treffliche Szenen.

Der rastlos arbeitende Zimmermann wurde inzwischen als Landesgerichtsrath nach Düsseldorf berufen; die Freundin Elise von Lühow folgte ihm dorthin, sie nahm Wohnung im Hofgarten auf dem Jacobischen Grundstücke. Zimmermann trug der von ihrem Gatten nunmehr Geschiedenen für die Ehe seine Hand an; jedoch Elise schlug dieselbe aus, denn es stehe ihr nicht an sich auf's Neue zu binden. Selbstamerweise verlangte sie aber von Zimmermann das Versprechen, daß derselbe sich nicht anderweitig verheirathen solle. Und Zimmermann ging diese überspannte Zumuthung ein, um sie in Folge doch zu brechen; denn er verheirathete sich, bereits ein Vierziger, einige Jahre nachher mit Mari- anne, der Tochter des bekannten Kanzlers Niemeyer, mit der er zu glücklichem Bunde vereint, leider nicht lange zusammenleben sollte; denn der Tod rief ihn grausam ab inmitten des rüstigsten Mannesalters.

Düsseldorf, in dem der Prinz Friedrich Hof hielt, nahm jener Zeit einen bedeutenden künstlerischen Aufschwung; die Maleracademie zählte Namen wie Schadow, Lessing, Hildebrand, Sohn, Hübner, Wendemann, Schirmer u. A. zu den Ihren; Zimmermann trat mit Allen in freundschaftliche Fühlung. Menschen und Verhältnisse drängten den noch immer zur Isolirung Neigenden in die Gesellschaft und den Kreis ihrer realen Interessen, und der langsame Eichenwächsthum des Zimmermann'schen Talentcs begann immermehr die Eigenart einer schriftstellerischen Eigenart zu entwickeln, die dem literarischen Deutschland imponirte. Einen weiteren Schritt zur Selbsterkenntniß that Zimmermann in Folge des Aristophanischen Spottgedichtes „Die verhängnißvolle Gabel“, in dem Platen, der sich durch den Hochmuth Zimmermanns gekränkt wähnte, dessen Schicksalstragödien periffirte. Der gereizte Zimmermann erließ eine etwas lahme Entgegnung: „Der im Irthum der Metrit herumtaumelnde Cavalier“; das Beste jedoch, was er thun konnte, war, daß er Einsicht in sich hielt und einerseits dem seither mehr vernachlässigten poetischen Realismus ein erhöhtes Gewicht verlieh, andererseits, soweit er in den Bahnen der Romantik verharrete, derselben ein formichönes Gewand zu geben suchte. Das dramatische Gedicht Werkin, in das Zimmermann ähnlich wie Goethe im zweiten Theile des Faust die tiefsten Geheimnisse seines Wesens hineingeheimniste, verfehlt durch die mangelnde Tendenz, daß sich das Kunstwerk rein aus sich selbst erklären soll, zwar zunächst seinen Zweck; ohne Zweifel weht aber ein genialischer Hauch durch dasselbe, der nicht ohne metaphysische Gedanken Kühnheit dem selbstamen Werk unter den subjectiven Dichtgattungen immerhin einen Ehrenplatz sichert. An Zimmermanns Hohenstaufen Friedrich II. begeistert sich besonders der Nazarener Schadow, der in dem Drama eine willkommene Annäherung zum Katholicismus begrüßte, ein Lob, das für den preussischen Protestanten doch immerhin seltsam klang.

Einen hoch bedeutenden Griff, der ihm bleibenden Nachruhm gesichert, that Zimmermann mit seinem Münchhausen; und im Münchhausen ist es bekanntlich die Parthie des Westfälischen Oberhofes, die poesievoll, echt real und dem Leben abgelauscht, geradezu sich als typisch und maßgebend für die nachher durch Berthold Auerbach u. A. in Schwung gebrachte Dorfgeschichtenliteratur erwies. — Zimmermann's Epigonen, ein Werk von lichtvoller Prosa und seinen psychologischen Aperçus, lehnt sich an den Goethe'schen socialen Roman an, erreicht aber nicht die farbenkräftige Originalität des Oberhofes. Mit der Juli-revolution 1830, die mächtig in Deutschland nachdröhnte, zogen „Kritik, Skepsis und Materialismus in die Geister,“ und die zurückgedrängte Politik fängt an literarisch nach Ausdruck zu ringen. Für die Zimmermann'sche Schöpfung

bedeutet sie das Ausscheraustreten des immer nur nach Innen lebenden Dichters; Zimmermann, der Jahrzehnte lang einer unfruchtbaren Romantik obgelegen, fördert plötzlich den gefüllten Eimer des Realismus an das Tageslicht und entpuppt sich als Originalpoet und lichtvoller Prosaiter mit weitemfassender Reflexion, dessen Stil sich als mustergiltig hinstellt, und der ideal und real aus- geweitet, nunmehr wirklich für die höchsten Aufgaben der Kunst berufen erscheint. Der unselige Zwiespalt zwischen verstandesnüchterner Reflexion und naiver Berbe, der die Devise der ersten Periode Zimmermann's ausmacht, erscheint mehr oder weniger beglichen, und das so lang von Feinden angezweifelte Können vereint sich harmonisch mit dem Willen. Auch für die Tragödie erwuchs Zimmermann in seiner Trilogie Alexis ein Lorbeer, den ihm eine gerecht denkende Nachwelt anerkennen muß. Das großartig concipirte Werk schildert das tragische Geschick Peters des Großen und seines Sohnes Alexis; der ungeheuerliche Irthum, den der Stoff bietet, führt Zimmermann bis an die Grenzen des Erlaubten, ohne ihn direct in das Gräßliche verfallen zu lassen. Die ersten beiden Theile des cyklichen Werkes „Die Bojaren“ und „Das Gericht von St. Petersburg“ wirken überraschend, wir sehen die Löwen- spur eines wirklichen Dramatikers, dessen Wurf freilich die letzte sachliche Reduction für den Bühneneffect mangelt; der letzte Theil „Cudoxia“ klingt elegisch und minder natürlich für uns.

Angleichen zählen die Zimmermann'schen Memorabilien und der Grabbe'sche Briefwechsel zu dem Besten, was unsere deutsche Memoirenliteratur besitzt. Gelang es Zimmermann nicht, das vulkanische Talent Grabbe's für die Bühne zurechtzustutzen, so befanden seine Memorabilien einen Weltblick, eine derartig schneidende Kritik in Personen, Literatur- und Theaterverhältnisse, daß uns die Annahme wohl erlaubt erscheint, einem Grabbe, der den Zimmermann'schen Subjectivismus bis zum Eigensinn in sich durchgebildet, war überhaupt pädagogisch nicht beizukommen.

Endlich dürfen wir Zimmermann's Theaterwirksamkeit nicht unerwähnt lassen. Zimmermann studirte zeitweilig den Mitgliedern des Düsseldorfer Stadttheaters Rollen ein und kam auf den Gedanken, selbständig ein Theater zu dirigiren. Der bei der Regierung nachgesuchte Urlaub wurde ihm auf ein Jahr verwilligt, und der in namhafter Stellung fungirende Jurist wurde ohne sonderliche Beschwär, die ihm die heutige viel liberalere Regierungspraxis keineswegs ersparen würde, der Lenker eines Theaters, der noch heute bei allen älteren Düsseldorfern in stolzem Angedenken steht, und der sich mit Recht durch ganz Deutschland interessant gemacht hat. Zimmermann sah den Verfall der Bühne in der einseitigen Pflege des modisch modernen Mittelgutes; er wollte ein ideales Repertoire hinstellen und griff zu Calderon, Shakespeare und Goethe zurück, um den Geist echter Poesie neu zu heben. Das Unternehmen scheiterte nach drei Jahren in Folge Mangels an materiellem Zuschuß, den die Bühne nothwendig erheischte. Es ist irrig anzunehmen, daß der Theaterdirector Zimmermann, der als „banquieroter Impresario“ endete, im Grunde dem Theater und der Literatur nichts genügt habe. Zimmermann's Grundsätze über poetische Erfassung des dramatischen Grundgedankens, seine in die Praxis übertragene Theorien betreffs Declamation, Stil und Rollenstudium sind noch heute nicht überholt, und im Wesentlichen führen die Meininger unter der Pflege eines kunstliebenden Fürsten dasjenige im großen Maßstabe aus, was Zimmermann für die bescheideneren Verhältnisse Düsseldorf's angestrebt hatte. Nicht etwa Literatoren, Maler und der individuelle Bekanntheitkreis Zimmermann's erwärmten sich für seine theatralische Kunstführung, wir könnten uns auch auf das sachverständige Urtheil erzie-

Hoffschau spieler berufen, weiche ihre Jugend unter Zimmermann's Führung verlebte, und die ihm eine erste Stellung unter sämmtlichen älteren und neueren Dramaturgen vindiciren. Und doch macht Zimmermann in seinen Memorabillen das bescheidene Geständniß: ohne Fehler ging die Directionsführung nicht ab; unsere heutigen hohen und höchsten Bühnenvorstände, die die Kunst an der Manège der Bureaokratie leiten, sind freilich weit entfernt, sich zu einem solchen Vort herbeizulassen. Wie überwuchernd, ja wie verhängnißvoll der Ungeist der Mißbräuche sich in unserem Theaterleben festgesetzt hat, beweist der Umstand, daß Zimmermann, der sie schon klar erkannt, vergebens gegen sie anstrebte; ihm sind andere gleichfalls energische Geister gefolgt, die im Ganzen abermals nur wenig prosperirt haben.

Kassenrapport und Prosa beherrschen den Markt, und der Idealismus, der Schuhu, auf den die Vögel bei hellem Tage haben, findet keine Actionäre mehr, die den Muth haben, für ihn zu zahlen. Zimmermann's Polemik gegen die dramaturgische Praxis in Deutschland gilt wörtlich noch heute, dieselbe befördert die poetische Originalproduction nicht um ihrer selbst willen, sondern nur dann, wenn die letztere irgendwie sensationell präparirt, ihnen mit dem Posannenstoß der Coterie und der Reclame zugeführt wird.

Alles in Allem: Zimmermann war immer Mann, ein Schriftsteller, dem Anfangs die Günst der Zeiten versagte, und der besangen in literarischen Irthümern und Einseitigkeiten, mit rastlosem Fleiße der innern Erkenntniß oblag, der auf der Sonnenhöhe des Lebens das ihm inne wohnende Schönheitsideal herausarbeitete, und der, wenn ihn nicht ein tragischer Tod zu früh abrief, unzweifelhaft sich auf eine Höhe gestellt hätte, die dem directen Erben der großen Schiller- und Goethe-Epoche zur höchsten Ehre gereicht hätte. St.

Zu unseren Illustrationen.

„Kein Feuer, keine Kohle.“ Von Woldemar Friedrich. Wie sehr sich auch das Gebiet erweitert hat, dem die heutige Genremalerei ihre Motive entlehnt, immer werden die dankbarsten Motive jene sein, welche wie die Liebe in den Herzen Aller den freudigsten Widerhall finden und selbst noch im Alter süße Empfindungen wachzurufen vermögen. Eben darum kann Woldemar Friedrichs componirtes Bildchen mit dem lächelnden, die Seligkeit der heimlichen Liebe ausdrückenden Mädchenantlitz und dem zweifellos dasselbe Glück in seinem Herzen fühlenden Burschen am Weingelände neben dem treuen Wacht haltenden Hunde seine Wirkung auf den Beschauer gar nicht verfehlen; denn das, was uns der in der Zeichnung immer correcte und in seinen Entwürfen stets poetisch empfindende tüchtige Künstler in der obigen, für die Vervielfältigung wie geschaffenen Composition vorführt, ist nicht allein vom rein malerischen Standpunkte aus betrachtet ein dankbares Motiv, sondern nicht minder in rein menschlicher Hinsicht anmuthend und schön. So viel Wahrheit in dem bekannten Sprichwort: „Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß“ u. s. w. auch liegen mag, ebenso wahr ist zugleich das, was Klaus Groth von der Liebe sagt: „Kein Graben zu breit, keine Mauer zu hoch, wenn zwei sich nur gut sind — sie finden sich doch!“ S.

Der Rundschafter, nach dem Gemälde von Werner Schuch. Das weite, Deutsche Reich ein Grab, ein Gottesacker ohne den Segen Gottes, ohne Kreuz und Blumen, umwuchert von Haide und Unkraut. Die Wohnstätten fleißiger Menschen, blühende Städte und freundliche Dörfer liegen in dampfenden Trümmern, und wenn die Sonne in dem fahlen Grau der Rauchwolken zur Ruhe geht, dann steigt am Himmel glührother Schein auf, nicht festgebannt an einem Ort, ringsum, ein Bluthmeer allerorten — nach

Süd und Nord, nach Ost und West. Klagender Weheruf durchzittert die Luft, daher brausen die apocalypischen Reiter und vor den funkenprühenden Hufen ihrer Rosse sinkt der Segen von Jahrhunderten in den Staub.

Der dreißigjährige Krieg.

Ueber die Haide zieht ein Kriegsmann, im ledernen Koller, die schützende Stahlkappe auf dem borstigen Haupt, vorsichtig spähend gleich dem Raubvogel, der über ihm in dem dunstigen Aether kreist. Nach dem Gehörs, nach dem haidebüchschenen Gestrüpp lenkt er seinen salben, schwarz-mähnigen Klepper. Wo die Bäume ihm einen Durchblick gestatten, lugt er aufmerksam in die Ferne, nach dort, wo trutzige Thürme von der schützenden Mauer der im Nebel verschwimmenden Stadt herüberdrohen; noch ist sie ungebroschen, kein feindlicher Fuß hat ihr Weichbild betreten, aber auch ihre Stunde soll schlagen, heut' noch, wenn das Dunkel der Nacht die Erde deckt.

Ein leiser Pfiff; wie aus dem Boden gewachsen, steht eine abenteuerliche Gestalt neben dem Feldobristen: Das kurze Wams zerrissen, zerklümpert. Das nur zur Wade reichende Beinleid, um die Füße, von denen er einen emporgezogen hält, als schmerze er ihn, Lumpen gewickelt, die linke Schulter auf eine Krücke gestützt und das von zerzaustem Bart umrahmte, hagere Antlitz umschattet von einem zerfesten Schlapphut, auf dem zwei Fahnenfedern gar lustig niden; ein wilder, wüster Gesell, sein Gebrechen die Folge eines ausschweifenden Lebens, insgesammt eine typische Gestalt aus jener schrecklichen Zeit. Eintr hat er bessere Tage gesehen: als der Sohn eines wohlhabenden Bürgers war er geboren; doch der Reichthum führte ihn zur Leppigkeit und ließ ihn das durch den Tod der Seinigigen ererbte Geld verprassen, bis er nichts sein eigen nannte und als betrunkenen Bettler die Straßen durchzog, ein Spott der Kinder, den würdigen Vätern der Stadt ein Dorn im Auge. Sein Maß ward voll; drei Tage und drei Nächte zierte er den Schandpfahl, dann führte ihn der Büttel zum Thore hinaus, durch das er bei Todesstrafe nie wieder schreiten sollte.

Und er dachte nicht daran, ob er nicht mit Recht so abgeurtheilt; glühender Haß erwachte in ihm, er wollte sich rächen. So kamen ihm die feindlichen Heerhaufen, die zur Zeit die feste Stadt gleich hungrigen Geiern umschwärmten, gerade recht. Er bot ihrem Führer seine Dienste an; kannte er doch jenen unterirdischen Gang, der vom Kloster der Augustiner im Herzen der Stadt ausging und in das Dunkel des Waldes ausmündete. Vor Jahrhunderten angelegt, um bei Belagerungen den Verkehr der Bürger mit dem Lande draußen zu ermöglichen, war er danach verfallen, eine Zufluchtsstätte der Fledermäuse, von Niemand mehr beachtet, vergessen und verödet.

Der Zerklümperte hatte gefundschaftet, war oben der finsternen Höhlung des Ganges entfliegen, den er gangbar gefunden bis dort, wo nur eine steinerne Platte ihn von dem Innern der Kirche trennte, in der oben über ihm der Messgesang der frommen Mönche tönte; jetzt meldete er es dem Feldobristen, und der strich sich schmunzelnd den Bart und ließ den funkelnden Blick noch einmal nach der wehrhaften Stadt hinüberschweifen, deren Trost er heut noch brechen wollte. —

Mordio! — — heulte es durch die Straßen; mordio! — Und himmelan schlug die feurige Lohe. Kampfesgeschrei, Stöhnen, Jammern, Klagen von Weibern und Kindern, Röcheln von Sterbenden, bis es still und stiller wurde, und nur von den Marktplätzen der wilde Gesang der Landsknechte tönte, die um die Bivaksfeuer lagerten und die reiche Beute theilten.

Stille ringsum, am stillsten aber in dem Kloster der Augustiner, von wo das Toben, der wüthende Kampf seinen Ausgang genommen. Gleich einem Grabgewölbe lag das weite Schiff der Kirche, kein Laut, kein Orgelton,

der Gesang der Mönche verstummt auf immer. — Durch den Mittelgang kommt schlürfenden Schrittes ein müder, gebeugter Greis; seine Hand hält eine Laterne, die er leuchtend zu der bei Seite geschleuderten Steinplatte senkt, welche den unterirdischen Gang gedeckt hat. Der Alte schaudert; vor ihm liegt ein Todter, von der Wucht der Steinmassen erdrückt. Der verrätherische Sohn der Stadt hat als Erster den ihm verhassten Boden betreten wollen. Als die schwere Platte zur Seite gerückt, so daß kaum ein Mann sich durch die Oeffnung zwängen konnte, war er hindurch geschlüpft, um das Hinderniß leichter beseitigen zu helfen. Eben hatte er sich gebückt, um den eisernen Ring zu fassen, als sich die Platte unter der furchtbaren Wucht der Nachdrängenden plötzlich hob und dann über ihn stürzte, zermalmend, ihn erdrückend. Sein greller Todes-schrei mischte sich mit dem Mordio der Feinde, er wurde überhört, Niemand kümmerte sich um den sich in den letzten Zudungen Windenden: das Ende eines Rundschaffters. F.

Heitere Lectüre. Nach dem Gemälde von R. Dam-meier. Draußen glüht die Nachmittagssonne und die bleiernschwere Luft ruht versengend über der sommerlichen Gegend. . . . Durch die wenigen unverhüllten Bogen-scheiben hat sich ein greller Lichtstrahl hereingestohlen in das kühle halbdämmerige trauliche Stübchen, in das sich Junter Gottfried mit dem alten vergilbten Büchlein des lustigen Florentiner Geschichtenschreibers geflüchtet. . . . Es ist so still, so traumhaft da innen — keine Fliege summt, kein Mädchen fliegt durch die goldigen Stäubchen — nur die Steuhr pikt gleichmäßig ihr geschwähig Tictack ab. . . . Aber wenn es da auch lauter wäre, er hörte es doch nimmer; sein ganzes Denken, sein ganzes Sein ist ja vertieft und versenkt in die köstliche Geschichte. . . . Er sieht sie leibhaftig vor sich im Geiste, den verliebten Messer Tedaldo in seiner göttlichen Verkleidung und die schöne Donna Ermettina. . . . Wahrhaftig, obwohl es schon an die hundert und hundert Jahre her, es könnte just eben gestern passiert sein und — war es nicht damals fast ebenso, damals, als er den losen Schabernak ausführte? . . . Ja, ja, es hätte ihm auch übel bekommen können! Aber . . . es ist doch zu herrlich, diese Schalkerei und diese Pfliffigkeit, dieser einzige Humor, diese echte Lust! . . . Jedes Wort und jede Zeile muß wieder und wieder gelesen werden. . . . Und die Sonnenlichter spielen jetzt auf der prächtigen Stelle und lachen ihm zu und auch er lächelt immer herzhafter, aus voller Seele, mit tiefster Innigkeit hinein in den alten Druck. . . . Nein, er will das Ende des lustigen Märleins noch nicht wissen . . . der Scherz ist einmal zu allerliebste. Köstlicher kann's doch nimmer kommen, das ist sicher. . . .

Und dem Künstler, dessen reizendes Gemälde wir hier in trefflicher Reproduktion wiedergeben, gelingt wohl ein Gleiches an uns, die wir das allerliebste, lebensfrische Bildchen betrachten. . . . Just ebenso wie dem Junter ergeht es auch uns mit seiner „Heiteren Lectüre“. . . .
Ernst Reiter.

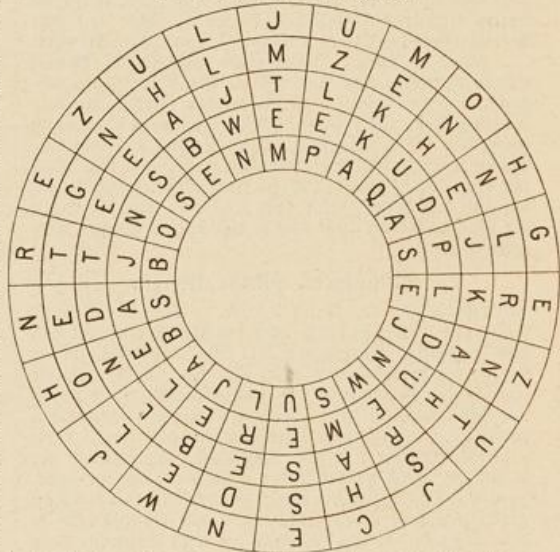
Eichhörnchen. Originalzeichnung von R. Frieße. Der Frühlingsabend senkt seine Schatten zur Erde; von den Wiesen kräuseln sich die Nebel und schweben zu den Baumgipfeln empor, um die sie schmeichelnd ihre Arme schlängen. Die Luft ist so lau, so mild! dem Ein-fluß ihres lieblichen, kosenden Wehens, das die Erde zu neuem Leben erweckt hat, kann kein Geschöpf sich entziehen. Die ganze Natur ist ein einziger, jubelnder Laut der Liebe. Das flötet und zirpt, pfeift und schmettert in Busch

und Hain; eine wunderbare, ureigene Symphonie, der wir andachtsvoll lauschen. Plötzlich tönt durch den lieblichen Gesang der Vögel ein markerstüttender Schrei, gellend, jeden anderen Laut verschlingend. Der Untundige schau-dert; klingt es doch fast, als kreische ein Kind in furcht-barster Todesnoth. Wir aber wenden lächelnd den Kopf empor nach dort, von wo der schauerliche Ton zu uns ge-dringen, wo eben das Licht der scheidenden Sonne die Zweige der Kiefer in Gold taucht.

Zwei rothe Körper sehen wir um den Stamm huschen, sich jagen, fauchen und dann in weiten Sprüngen sich von Ast zu Ast schwingen, bis sie endlich in dem engen Loch ihres Nestes verschwinden, aus dem noch ein-zwei-mal ein lustiges, schwarzes Augenpaar zu uns herab-schaut, bis der Eigenthümer sich von der Sicherheit der Umgebung überzeugt hat und für heute sich definitiv zurückzieht.

„Wo Alles liebt, kann ein Eichhörnchen allein nicht hassen.“ — e.

Poetischer Birkhelschlag.



In richtiger Reihenfolge gelesen, ergeben obige Buchstaben eine Strophe Friedr. Bodenstedt's. Auflösung folgt in Nr. 16.

Welt-Telephon.

Gabriele aus Oesterreich. Leider kann Herr Dr. G. K. auch keine Auskunft geben, er schreibt: „Ich selbst kenne das in Rede stehende Bild von Gabriel Max nicht, — auch viele meiner Kunstfreunde wußten nichts davon. Nach Empfang Ihres Schreibens wandte ich mich sofort an den Vater selbst, den ich kenne — aber ohne jeden Erfolg.“ — Es ist durch das hartnäckige Schweigen von G. K. also unmöglich Ihnen die gewünschte Auskunft zu verschaffen.

Herrn A. B. in Dortmund. Mittheilungen über den Cirtus gingen wahrlich zu weit, wir bedauern, Ihre Bitte in dieser Hinsicht nicht erfüllen zu können.
R. S. in V. Unbrauchbar.
Frl. R. in D. Das Lesen Ihrer „großartig“ angelegten Dich-tungen rechnen wir auch zu einem „sogenannten“ Genuß.
v. D. in K. Es ist nicht schwer, aus den angegebenen Merkmalen den Character zu erkennen.

Nachdruck verboten. — Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Herausgeber: Eugen Frieße in Dresden. — Verantwortl. Redakteur: Jesko von Puttkamer in Dresden.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.